Digitized by Google

Columbia University
in the City of New York

THE LIBRARIES

Digitized by Google

Ueber Göthe

im

Wendepunkte zweier Jahrhunderte.

Von

Karl Gutzkow.

Berlin, 1836.
Verlag der Plahn'schen Buchhandlung.
(L. Nitze.)

GD
G98

Vorwort.

Dieſe Schrift hat einen polemiſchen und einen paränetiſchen Zweck. Sie ſollte eines Theils unſern großen Dichter gegen jene Ausſtellungen vertheidigen, welche in neuerer Zeit aus den verſchiedenartigſten Intereſſen gegen ihn gemacht wurden; andern Theils die ſelbſt unter den produktiven literariſchen Befähigungen der Gegenwart ſchwankenden äſthetiſchen Begriffe, regeln und eine gemeinſame Verſtändigung befördern.

OCT 69 STECHERT

97295

Digitized by Google

Das Erſtere gelingt jetzt ſchon leichter. Wenn große Männer vom Schauplatze treten, ſo ſchwinden die Leidenſchaften, die ſie aufregten, mit dem allmählig verdämmernden Schatten ihrer Perſönlichkeit, mit dem äußerſten Saum ihres Kleides, den wir kaum mehr ſehen, ſondern nur noch rauſchen hören, in weiter todesnächtlicher Ferne. Je mehr ſich die Erinnerung der Göthiſchen Individualität und ſeines geſellſchaftlichen Daſeins ſchwächt, deſto größer wird die Theilnahme an der Objektivität ſeines Ruhmes werden. Die Ideenkreiſe, welche Göthe's Schriften wekken, werden mit ihrem Mittelpunkte nicht mehr nach Weimar fallen, ſondern ſich immer mehr jener unſichtbaren Metropolis nähern, nach welcher ſich die Dichter aller

Digitized by Google

Zeiten in der Ausführung ihrer Ideale ſehnten. Die Jugend zumal nimmt die perſönlichen und individuellen Ueberlieferungen großer Männer immer nur als Reliquien einer Andacht hin, welche nicht mehr der Leidenſchaft, der Liebe und dem Haſſe, ſondern nur noch dem Wiſſenstriebe und dem Gedächtniſſe Nahrung giebt. Ich kenne wenig von der innern Maſchinerie unſerer Literaturgeſchichte, von ihrer Häuslichkeit, von ihren Familienverhältniſſen, ihrer Garderobe. Ich hab es niemals über mich gewinnen können, durch Deutſchland zu reiſen, bei großen Männern anzuklopfen, in ihre bürgerliche Atmoſphäre mich hineinzuleben, und mir jenen Schatz von Medisance, Skandal, polniſcher Wirthſchaft zu erwerben, der in dem Gedächtniſſe mancher

Literaturhiſtoriker ſo dicht aufgeſpeichert liegt, das er alles Ewige und Himmliſche über dem Vergänglichen und Irdiſchen verdrängen muß. Was hat nicht ein junger Literator, der die Literatur in ihren Berliner, Dresdener und Weimarer Cirkeln ſtudirte, für eine Menge von Detailkenntniſſen, die man dort nur erlernen kann! Er weiß, wie viel Frauen Göthe hatte, wer Iphigenie, wer Leonore iſt, er kennt den Grund, warum ſich Göthe mit Bettinen erzürnte, wie Bettine mit Arnim lebte, kurz, um dieſe Spezialien geſtehe ich aufrichtig mich niemals bekümmert zu haben. Die Andacht vor großen Männern iſt mir nicht angeboren; ich muß mich erſt durch eine vernünftige Ueberlegung und eine Vergleichung mit meiner Schwäche in ſie verſetzen.

Dieſe Schrift iſt ein Verſuch, mich den Räthſeln Göthe's auf meine Weiſe anzunähern. Ich glaube, daß recht viele junge Männer mit mir im gleichen Falle ſein werden, und rechne darauf, daß mein unbefangener und gerechtigkeitsliebender Standpunkt auf ſie vorzüglich wirken wird.

Da man heutiges Tages immer erſt von der Zeit auf die Literatur zu kommen pflegt, und man Mühe hat ſich allmählig aus einem gewiſſen allgemeinen Enthuſiasmus, und einer durchaus vaguen und gegenſtandloſen Leidenſchaftlichkeit herauszuarbeiten, ſo betrachtete ich Göthen durchgehends unter dem Geſichtspunkte ſeiner Zeit, ſuchte alle ſeine Vorzüge verhältnißmäßig zu beſtimmen, und dachte immer an die Begriffe, welche der heutigen Jugend im

Ohre ſummen. Für die keimende Literatur insbeſondere hielt ich gern die techniſche Rückſicht feſt, und ſuchte Alles herauszuſtellen, was für die Regelung des Geſchmackes, die Sichtung des Urtheils, die Fertigkeit der eigenen Produktion einige Erleichterungswinke abwerfen konnte. Die Literatur ſoll die Zuſtände einfangen, ſoll ſie verkörpern und anſchaulich machen. Sie ſoll aus den Widerſprüchen des Lebens wenigſtens immer die Harmonie der Kunſt herzuſtellen ſuchen, damit die Begriffe der letzteren nicht in die Strömung ſo gewaltig fortgeriſſen werden, daß alle geregelte Form allmählig zu verſchwinden droht. Für den Fortſchritt des Gedankens nicht weniger, iſt die künſtleriſche Stufe die erſte, welche von Wichtigkeit iſt; denn hier faßt

ſich der Gedanke in ſeinen zerriſſenen Theilen zum erſtenmal ſtraff zuſammen, und giebt, da in der Kunſt nichts ohne Totalität und ſchöpferiſchen Mittelpunkt ſein darf, von dem Ideale, das in ſich ſelbſt noch nicht erreicht ſchien, doch ſchon die Vorſtellung, daß es wird erreicht werden. Kann man deutlicher ſprechen, um von jenen jungen Männern, die man mit dem Namen einer neuen Schule hat bezeichnen wollen, den Verdacht einer anarchiſchen Tendenz abzuwenden?

Nach Vollendung dieſer Schrift las ich die Monographie des Herrn Gervinus: **Ueber den Göthiſchen Briefwechſel.** Die hier niedergelegte Beurtheilung Göthe's giebt ſich wohl deutlich genug durch den epiſtolariſchen Geſichtspunkt als einſei-

lig und unmaßgeblich zu erkennen. Herr Gervinus ſucht ſich aus den verſchiedenen von Göthe geſchriebenen Briefen ein Urtheil über die Individualität des Dichters zu bilden, über ſeine Innerlichkeit, ſeine techniſchen Grundſätze, kurz über einen ſupplirenden Commentar, der in einer objektiven Literaturgeſchichte ſelbſt keinen Platz finden dürfte. Herrn Gervinus ſchwebte dabei die Idee des Pragmatismus vor, den er als ein Schüler Schloſſers, auch neuerdings auf die Geſchichte der ältern deutſchen Literatur angewandt hat. Man kennt den Univerſalismus dieſer Behandlung, man kennt ihre mannichfachen belehrenden und unterhaltenden Reſultate; man weiß, daß ihre Unbefangenheit oft die Phyſiognomie des Dilettantismus trägt, und

daß ſie die Gegenſtände mehr durch Vergleichungen, Parallelen, Exkurſe zu erläutern, als objektiv zu erſchöpfen ſucht. So läßt ſich auch bei dieſer Schrift über den Göthiſchen Briefwechſel nicht verkennen, daß ſie alle Reize jener naiven, vorurtheilsfreien und dilettantiſchen Unbefangenheit an ſich trägt, die ſich z. B. mit der Geſchichte der Angelſachſen beſchäftigt und darauf zu einem Literarhiſtoriker ſagt: Nun will ich dir doch einmal ſagen, was ich beiläufig über deine Sache denke! Nur hätte Herr Gervinus gegen die Zeiten ſelbſt gerechter ſein ſollen, und in ſeinen Parallelen nicht vergeſſen dürfen, daß der mit Schiller in dem bekannten Briefwechſel ſtreitende Göthe ein Aelterer gegen einen Jüngeren ein Ausgegohrener gegen einen Gährenden iſt.

Ebenſo liegen alle übrigen Quellen, welche Herr Gervinus benutzte, friedlich und ohne Unterſcheidung neben einander, und machen, die Charaktere der Briefſteller mögen noch ſo verſchiedenartig ſein, auf eine und dieſelbe Geltung Anſpruch. Ich glaube wohl, daß Göthe den ganzen Uebermuth eines Neulings in ſeiner erſten Weimarer Periode gezeigt hat, doch wenn es Wieland iſt, der darüber an Merk berichtet, ſo muß man von ſeinem Urtheile die unbehagliche Stellung abziehen, in welche er durch Göthe's Ankunft für ſeine Autorität gerieth, vor allen Dingen aber den geſchwätzigen und ordinären Ton, deſſen er ſich in dieſen Mittheilungen zu bedienen pflegt. —

Am Schluß ſeiner ungemein anregenden Schrift, verſpricht uns Herr Gervi-

nus das Phänomen Bettinens zu erklären. Wer fühlte nicht, daß es hier ein Räthſel zu löſen giebt! doch ſtatt einer Löſung giebt Herr Gervinus wieder nur eine Parallele. Er vergleicht Bettinen mit einem umgekehrten Ritter des Mittelalters. Er ergeht ſich in einer abſichtlichen Vergleichung der Launen des Kindes mit den Aventüren der alten Zeit, er accentuirt dies Alles ſo ſcharf, daß man ihn fragen muß, was er damit ſagen will? Iſt Bettine eine mittelalterliche Spätgeburt; wie konnte ſie jetzt noch kommen? Iſt ſie es durch Natur oder Abſtraktion? Iſt ſie Original oder Kopie, lügneriſche Kopie? Wenn dieſe Parallele des Herrn Gervinus komiſch iſt, ſo iſt ſie es deshalb, weil er da-

mit etwas ganz Neues und Entſcheidendes entdeckt zu haben glaubt.

Sollte man übrigens in dieſer Schrift ein Urtheil über Bettinen vermiſſen, ſo bin ich bereit, es an einem andern Orte abzugeben.

Frankfurt, im April 1836.

K. G.

Digitized by Google

I.

Digitized by Google

Durch Erfahrungsthatſachen die Kunſt zu tyranniſiren, waren die Griechen ſo weit entfernt, daß ſie weit eher von der Kunſt ihr Leben, ihre Sitte und Religion beherrſchen ließen. Erſt die Römer waren es, welche an die Literatur heterogene Maaßſtäbe legten und für die Kunſtkritik praktiſche Zwecke einführten. Cicero war es, der mit ſeiner zuſammengeleſenen tuskulaniſchen Weisheit gegen die Schilderung des Schmerzes polemiſirte, und durch den Philoktet des Sophokles zu beweiſen ſuchte, daß die Dichter das Volk entnerven, wenn ſie Heroen klagend aufführen. Cicero glaubte, daß man die Römer zu

Gladiatoren bilden müßte, von denen es freilich beleidigte (da ſie bezahlt waren), daß ſie in dem Schmerze ihrer Wunden ſtöhnten und eine Empfindung hätten rege machen können, welche die Zuſchauer rührte. Cicero würde demnach keinen Anſtand genommen haben, mit ſeiner ſtoiſchen Vorausſetzung die rhetoriſchen Deklamationsdramen, welche ſpäter unter dem Namen eines Seneca liefen, dem gefeſſelten Prometheus und dem Philoktet vorzuziehen; denn, wie Leſſing ſagte, dieſer ſchlechte Philoſoph hielt das Theater für eine Arena, und für etwas Unmännliches, wenn Helden Gefühl zeigen, ihre Schmerzen äußern und die bloße Natur in ſich wirken laſſen. Leſſing fügte hinzu, daß in Helden das Menſchliche ſchildern, das Höchſte wäre, was die Weisheit hervorbringen und die Kunſt überhaupt nachahmen könne. —

Die ſpäteren Italiäner waren bei weitem nicht mehr ſo ungerecht gegen das Schöne. Bewunderten ſie doch das Genie Alighieri's, ob der Dichter gleich eine Sache verfocht, welche nur für einige kleine Baronien am Fuße der Alpen national war. Ja, würde man heute noch in Italien einen Kritiker, der an der göttlichen Komödie ein Suchen und Haſchen nach gelehrten Effekten tadelte, meinetwegen eine eitle Abſicht, beſonders hohe Dinge zu faſſen und das, was dem Dichter an Gelehrſamkeit abging, durch Unverſtändlichkeit zu erſetzen, kurz einen Kritiker, der über Dante ſeine eigene Meinung hat, wohl beſchuldigen, daß ihn dazu der Haß gegen die Antinationalität deſſelben beſtimme? Wer läſterte noch Shakeſpeare, daß er ſeiner Königin in Prologen und Epilogen Sträuße von oft nur gemachten Blumen überreichte! Wer

wird Anſtand nehmen, über Onkle Bramble und Tante Tabitha zu lachen, wenn gleich Smollets Romane überfluthen von Ausfällen auf die Preßfreiheit! Mit einem Worte, die falſchen Maaßſtäbe, welche an die Kunſt gelegt werden, ſind eine ziemlich neue Erfindung.

Rouſſeau ſchlug die Penſion aus, die ihm Frau von Pompadour anbot, und zog es vor, ſich vom Notenſchreiben zu ernähren. In einem Lande, wo der Zwieſpalt zwiſchen Nation und Regierung offen genug ausgeſprochen war, konnte eine ſolche Hochherzigkeit wohl als ein Opfer gefeiert werden, das die Freiheit und die unabhängige Philoſophie mit beifälliger Acclamation annahmen. In Deutſchland jedoch würde zu gleicher Zeit keiner der damaligen ſchönen Geiſter ſich geſcheuet haben, auf jene Offerte einzugehn; niemand würde darum einen höhern oder geringern Platz

in der Geſchichte der Literatur eingenommen haben. Weil die Nation zu zerſplittert und zu arm iſt, um aus eigenen Mitteln für die in Marmor oder Farbe oder in Worten wiedergegebenen Geſetze der Schönheit etwas thun zu können, ſo war von jeher für Deutſchland die Unterſtützung der Großen Lebensathem der Kunſt. Jenen Flecken in unſeren altdeutſchen Minnegeſängen, daß ſo viele den hungrigen Refrain hatten:

„Ich will aber Miethe (das heißt Bezahlung) hân“,

war das poetiſche achtzehnte Jahrhundert am wenigſten im Stande auszulöſchen. Seine kümmerlichen Umſtände geboten ihm, an die Thüren des Reichthums zu klopfen, Freitiſche anzunehmen, adelige Junker zu informiren und mit jungen Prinzen auf Bildungsreiſen zu gehn. Das poetiſche achtzehnte Jahrhundert

der Deutſchen lebte wenig in der Gegenwart; ſeine Einbildungskraft verſetzte es unaufhörlich nach Griechenland, in die Berge Oſſians und Fingals, in die altdeutſchen Eichenhalne. Für das, was ſie umgab, und wovon ſie leben mußten, ſcheuten ſich dieſe Dichtergilden durchaus nicht, Protektionen anzunehmen, und von einer Dedikation die Hoffnung zu hegen, daß ſie von ihrem Erfolge das nächſte Vierteljahr einer ſehr geplagten irdiſchen Exiſtenz decken könnten. Unſere alten klaſſiſchen Dichter glaubten nicht, wenn ſie nach ſolchen Experimenten wieder an die Statuen Griechenlands und das große Vorbild aller Poeſie, an die Geſänge Homers herantraten, daß in ihrer Atmoſphäre irgend etwas Ordinaires und Niedriges ſtäke, irgend ein gemeiner Hauch, wovon die großen Muſter erblindet wären. Herder zog und erzog ſich mit jungen Prinzen

herum; Wieland lebte weniger von ſeinen Schriften, als den Dedikationen derſelben, und Klopſtock — ſchrieb die Gelehrten-Republik — worauf kam dieſe Schrift hinaus? großer Gott, der alte Barde nahm ſein ſchwarzes Käppchen vom Silberhaupte, und hielt den Vorübergehenden eine Pränumerationsbüchſe in den Weg.

So betrübend das Andenken dieſer Erſcheinungen iſt, ſo erhielten ſie durch andere Umſtände dennoch eine beſſere Beleuchtung. Man kann nicht ſagen, daß ſich die deutſche klaſſiſche Literatur, in ihrem abgeſchabten Aufzuge, mit den Löchern unterm Aermel, und der einfachen Stutzperücke von Hanf der vornehmen Ariſtokratie der Gönner aufgedrängt habe. Im Gegentheil kam ihnen dieſe entgegen. Die Freude über die beginnende Herrſchaft der Schönheit und des tiefgefühlten

Gedankens, hatte einen roſigen Abglanz auf das Antlitz Hoher und Niederer geworfen. Aus der unſchönen, verbrauchten und abgeſtandenen Wirklichkeit flogen die mit innerem Seelenadel beſchwingten Gemüther in die eben erſt aufgeſchloſſenen friſch getünchten Tempel der neuen Kunſt, und ſpäter der Philoſophie. Eine idealiſche Welt flocht ihre Blumenguirlanden durch das rings mit Dornen und Diſteln beſetzte Daſein; man umging zuerſt die Proſa, ſpäter jätete man ſie ſogar ſchon aus, und verſuchte Reaktionen des neuen Himmels gegen die alte Erde. Die Schwärmerei für die Poeſie ſtand denen am ſchönſten, welche in der Proſa die ergiebigſten Privilegien hatten, den Monarchen und Ariſtokraten. Auch ſie lüfteten ihre Bruſt, und ſchwenkten ihren Hut bei dem allgemeinen Frohlocken über die entdeckten Schönheiten

und Wahrheiten. Indem nun Standesherren ſich ſelbſt unter die poetiſchen Wettkämpfer miſchten, mußten ſich da die geſellſchaftlichen Unterſchiede nicht verlieren? Wenn ein adeliger Offizier den Frühling beſang, dann durfte Gleim wohl in den poetiſchen Torniſter des Grenadiers ein Loblied des Königs nach dem andern packen, und Rammler an jene ruſſiſche Kanonenkugel, die ihn beinahe ſeinem Wirkungskreiſe entriſſen hätte, eine Hymne auf Friedrich und die tapfern Brennen anknüpfen. Die Ariſtokratie ſuchte den Umgang mit der Literatur. Die Kronprinze von Dänemark und von Preußen verſprachen ihr für den einſtigen Regierungsantritt glänzende Beförderungen, genug die Dichter warfen ſich nicht weg, ſondern es gab Mäcene genug, welche glücklich waren, ihnen auf eine anſtändige Weiſe unter die Arme zu greifen.

Jener ſchöne Wechſelverkehr materiell und geiſtig Vermögender, hörte erſt mit dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution auf. Die Ariſtokratie erſchrak über die Tändeleien, welche ſie mit den dichteriſchen Predigern, Schulmeiſtern und Candidaten ſo lange in einem arkadiſchen Rapport gehalten hatten. Diejenigen Sänger, welche von Adel waren, und ihre Winterquartiere in der Poeſie genommen hatten, mußten ſich jetzt zu ihren Regimentern begeben. Ton, Styl, Versmaaß wurden anders. Die poetiſche Epiſtel, die Parabel, die Paramythie, die geiſtliche Cantate, das Triolet, das Sinngedicht oder Epigramm, das Lied ſchlechthin, kurz alles nahm einen ganz neuen Charakter an. Der Amtmann von Altengleichen fühlte dieſe Revolution bald, denn er hungerte. Voß emanzipirte die marſchländiſchen Bauern für die Dichtkunſt, und vertrieb

den arkadiſchen Plunder, die Phyllen und die Chloen, Damon und Amynt durch Miſtgabeln, Dreſchflegel und durch den niederſächſiſchen Dialekt, der vor'm Gutsherrn nur noch halb die Mütze abnahm. Mit dem Pfluge des Virgil, welchen der Schulmeiſter von Eutin wieder entdeckt haben wollte, wurde der ganze poetiſche Boden Deutſchlands aufgelockert. Freilich, der Same, der nun in die Furchen fiel, brachte keine Penſionen mehr, höchſtens noch Profeſſorate.

Seit dieſer Zeit zog ſich die Literatur immer mehr von den geſellſchaftlichen Autoritäten zurück, ja ſogar als ſie romantiſch wurde, von der Nation ſelbſt. Mit keinem der Traktate, welche allmälig die Verfaſſung des deutſchen Reiches zerſchnitten, hatte die Literatur etwas gemein. Durch die Einwirkungen der Philoſophie, und beſonders eines,

durch die Unbill der Zeiten geweckten Studiums der germaniſchen Vergangenheit, bekam die Poeſie ein ganz neues Gepräge, und hinterließ, wenn auch keine außerordentlichen Produktionen, dennoch eine neue Kritik für Kunſtleiſtungen, welche in der Literaturgeſchichte zur Markſcheidung höchſt intereſſanter Reſultate benutzt wurde. Dem goldenen Zeitalter unſerer Literatur, dem Zeitalter der Produktion und des Genies, folgte eine ſilberne Periode, eine Periode der alexandriniſchen Kritik und des Talentes; aber war dies ſchon an und für ſich die aufgeblaſene Haut eines Menſchen, dem es an Knochen und Muskeln fehlte, ſo war noch weniger an eine Verſöhnung der Dichtkunſt mit den großen Thatſachen der Wirklichkeit zu denken. Ein Schimmer leuchtete davon auf, als nach dem Winter in Rußland ein fürchterliches Gewitter am Horizonte

heraufzog und ſich in Blitzen entlud, die diesmal glücklicher Weiſe unſere Feinde zerſchmetterten.

Wenn man unter Literatur eine im Schatten des Friedens ſich entwickelnde Vermiſchung tiefſinnig abſtrahirter Formen oder Stoffe mit den dreiſten Wagniſſen prädeſtinirter Genies verſteht, wenn alle Literatur ſichere und ruhige Grenzen haben muß, um ohne den Vorwurf des Egoismus ihren Selbſtzweck zu erfüllen, ſo konnten ihr in Deutſchland die unbehaglichen Zeiten von 1815 an keine Handhabung darbieten. Es iſt auch in dieſen Zeiten auf dem Felde der ſchönen Literatur wenig erzeugt worden, das, wenigſtens bis in die letzten Jahre vor der Juliusrevolution, dem deutſchen Namen einen merklichen Zuwachs an Ehre gebracht hätte. Denn Hoffmann, Tieck, Müllner und Jean Paul waren bloße Reſte und

Luftſpiegelungen vorangegangener Zeiten, wo Tieck wenigſtens ſein Talent retten wollte, Jean Paul die Zinſen ſeines tüchtigen Capitals, Müllner das letzte Aechzen Schiller's und wo die Originalität Hoffmanns darin beſtand, Abſude und Tafelabgänge durch pikante Saucen wieder aufzufriſchen.

Und wie nun die Echo's der alten klaſſiſchen Zeit allmählig verklangen, und der belletriſtiſche Ton immer dünner und ſchwindſüchtiger wurde, da regten ſich auch ſchon zu gleicher Zeit hie und da vereinzelte Präludien einer neuen Entwickelung, einer Entwickelung, die im gegenwärtigen Momente ſchon mit Lärm und Ringen in unſerem Ohre ſauſt. Dieſer jetzt hoch geſteigerte Kampf kündigte ſich vor 15 Jahren erſt mit ganz leiſen poetiſchen Hornklängen an, welche hie und da aus dem Walde kamen, wieder verhallten und wie

kleine Federſpulen den ſorgloſen Rieſen der Vergangenheit aus ſeinem Schnarchen weckten. Der Glanz der alten Zeit hatte mit der Kritik geendet, die Hoffnung einer neuen mußte mit der Kritik wieder anfangen. Sie griff einen Namen an, der die klaſſiſche Periode durch ſein Genie, und die romantiſche durch ſeinen Ruhm beherrſcht hatte, und den die Götter in die äußerſte Zeit hinausſtellen wollten als Gränzſtein, in welcher das Alte enden, aber auch das Neue beginnen mußte.

Dies war Göthe.

Die Königsſöhne der alten Germanen drängten ſich danach, in die Hände ihrer römiſchen Feinde als Geißeln ausgeliefert zu werden. Die jungen Löwen ſchnitten ihre gelben Mähnen kurz, und folgten bereitwillig einem Sieger, von dem ſie etwas lernen konnten; ſie wußten, daß das Schulgeld, welches

Digitized by Google

ſie zahlen ſollten, doch immer Ferſengeld wurde, welches die Römer zahlten. Dietrich, der Oſtgothe, haßte die Römer gewiß, aber er verließ ſein Volk, und um ſoviel Strategik zu lernen, daß er Italien erobern konnte, diente er gehorſam am Hofe zu Conſtantinopel.

So dachten die langen Haare einer ſpätern Zeit nicht; ſie verbrannten die alexandriniſche Bibliothek, da ſie, wenn nicht für, dann gegen den Koran geſchrieben ſein mußte. Sie ließen ſich von dem ſchönen Enthuſiasmus für Freiheit, Nationalität und Religion zu einem Despotismus hinreißen, wo Geſetze der Gegenwart eine rückgängige Wirkung auf die Handlungen der Vergangenheiten haben ſollten. Wie grob und grauſam, einem Alten, der mit der aufgeregten Jugend nicht um die Wette laufen kann, die Krücke auf den Kopf zu ſchlagen! So verloren damals unter uns

die großen Namen ihre individuelle Geltung, und dienten, noch ehe ſie das Zeitliche ſegneten, als Parteiparole. Die Jugend, auf der Flucht vor der aufgereizten bürgerlichen Gewalt, genöthigt, ſich in Schlupfwinkel zu verbergen, ſprang aus der Politik in die Literatur, verwechſelte die Begriffe der einen mit denen der andern, und tobte ſeine letzten Leidenſchaften auf einem Tummelplatze aus, wo die Neuerung mit keiner Gefahr verknüpft war. Hinter großen Namen wählte man ſeinen Verſteck, und eröffnete zwiſchen Schiller und Göthe eine fingirte Diskuſſion, die für die literariſchen Prinzipien hätte von Werth ſein können, wenn ſie nicht zuletzt in eine ganz triviale Rangſtreitigkeit ausgeartet wäre. —

Göthe blieb bei allen dieſen Wirren unerſchüttert. Die Wellen des Tages brachen

ſich am Fuße dieſes Mannes, der vor Alter und Genüge des Lebens ſich ſchon halb in Stein verwandelt hatte, und wie die Memnonſäule nur dann erklang, wenn der roſige Rhein irgend einer hiſtoriſchen oder literariſchen Zukunfts-Hoffnung, wie Byron, morgenſonnig zu ihm herüberſtrahlte. Wenn er die verſchiedenen Stufen der Pflanzenmetamorphoſe belauſchte, die Wirbelknochen der Thiere zählte, oder die Farbenſkala des Lichtes maß, ſo glaubte er ſich mit dem Leben der Welt immer im männlichſten Zuſammenhange. Warum proteſtirte er nicht gegen die Carlsbader Beſchlüſſe? oder forderte vom Bundestag die Wiederherſtellung einer Preßfreiheit, wie ſie Preußen unter Friedrich dem Großen ſo unbeſchränkt und vollkommen genoß? Göthe würde eine ſolche Zumuthung an ihn gerichtet, für Wahnſinn gehalten haben; dafür mag

ihm die Gegenwart die Bürgerkrone verweigern. Durfte man Göthen den poetiſchen Lorbeerkranz entreißen, und ihn für einen untergeordneten Laien des Parnaſſes ausgeben, weil es ſeinem Patriotismus an der Aufregung eines jungen Mannes fehlte, und er die Haſt in neuernden Verſuchen mißbilligte? Dieſe Motive der Verketzerung zu verrathen, hütete man ſich auch wohl, ſondern man warf ſich einen äſthetiſchen Mantel um, auf welchem Lappen verſchiedener Farben, gelbe Fetzen Nikolais, blaue Reſtchen Novalis aufgenäht waren, kurz jenen religiös-ſittlich-poetiſchen Bettlermantel, von dem Göthe in einem Briefe an Zelter ſpricht. Was müßten England und Frankreich, die recht gut kennen, was uns ſeit dreißig Jahren Ehre gemacht hat, von unſerem Verſtande urtheilen, wenn ihnen Jemand verriethe, daß der Fanatismus Menzels ſo

weit ging, eine deutſche Literaturgeſchichte ohne Göthe ſchreiben zu wollen!

Die Ungereimtheit begann damit, daß man den Dichter für alle Charaktere ſeiner Poeſien verantwortlich machte, und jede ſeiner künſtleriſchen Reflexionen aus dem Spiegel ſeines eigenen Weſens herleitete. Charaktere, über welchen der Dichter ſelbſt ſtand, und die er nur aus beinahe techniſchen Rückſichten als Draperie ſeiner Schöpfungen benutzte, wurden nicht ſeiner tiefen Anſchauung des Lebens ſondern ſeinen praktiſchen Maximen zugerechnet, und ſolidariſch für ihn ſelbſt in Anſpruch genommen. Durften dieſe telluriſchen Geſtalten, Albert, Lotte, Jarno, Wagner u. ſ. f. fehlen, wenn nicht Werther, Meiſter und Fauſt ohne Schatten bleiben ſollten? ſie mußten ſich zu dieſen künſtleriſch ergänzen, um die Idee einer

Dichtung in den Satz und Gegenſatz zu zerlegen. —

Man ging noch weiter, und unterwarf auch die Helden welche die Lichtrollen in Göthes Werken ausführten, einer Kritik, deren Ahnherrn ich oben in Cicero bezeichnet habe. Sie hätten etwas, ſagte man, nicht etwa Entmenſchendes, ſondern Entmannendes; gerade wie Cicero glaubte, daß die Tragödie deshalb da wäre, um Gladiatoren zu bilden.

Alle Schönheit der Kunſt offenbart ſich da, wo ſie rührt; wie ſich denn ihre Geſetze weniger ausſprechen als empfinden laſſen. Wer das Genie der Lektüre hat, beobachtet am treffendſten, wo die Kunſt den rechten Fleck zu treffen weiß. In der Tragödie und dem Epos iſt dies überall da, wo das phyſiſch Starke dem Schmerze, das geiſtig Starke dem

Irrthume unterliegt, oder wo das im Ruhme und in der Geſellſchaft Hochgeſtellte ſich in irgend einer Situation und in einem Gefühle überraſchen läßt, welches wir nicht gewohnt waren, bei einem mürriſchen Charakter, oder bei einem Kriegsmanne vorauszuſetzen. Mitten im Ueberfluß das Gefühl der Unzulänglichkeit iſt im Leben die Quelle der Religion, und in der Kunſt die Quelle der gefühlten Schönheit. Denn das Zurückſtürzen aus der Region des Titanen in das Menſchliche, das Gefühl einer letzlichen Unzulänglichkeit, ſowohl in großen Handlungen, wie in Entſchlüſſen zur Tugend, überraſcht, vernichtet, rührt. Die Halbheit der Göthiſchen Helden, Clavigo, Egmont, dieſe zwiſchen raſchen, ehrgeizigen immer feurigen Entſchlüſſen, und dem Gefühl einer plötzlich verſiegenden Kraft ſchwankenden Rohre, ſind die meiſterhafteſte Berechnung ei-

des Dichters, der für Gladiatoren keine Trauerſpiele ſchreiben wollte.

Das ganze Lebensprinzip des Dichters wurde angegriffen, und ſchon die Möglichkeit, daß man aus Schriften des verſchiedenſten Inhalts, aus Dichtungen mit objektiver Tendenz, ja ſogar aus lyriſchen Kleinigkeiten auf eine univerſelle Weltanſchauung und einen Charakter ſchließen konnte, ſchon dieſes Höchſte, das nur wenig Auserwählten je gelungen iſt, wurde als etwas Zufälliges und eine Kleinigkeit überſehen.

Woran hält man ſich bei Schiller? Scheint nicht eine Tragödie des Dichters gegen die andere zu proteſtiren? Schiller, der mit der gewaltſamen Geberde des Genies auftrat, und in ſeinen Räubern, im Fiesko, in Kabale und Liebe, durch Pointen und Accente, die er auf jedes ſeiner Werke legte, eine kräftige Bedeut-

ſamkeit vorzuſtellen ſchien, war im Grunde nur der kecke Partiſan einer Sprache, mit der er die gewaltſam herausgepreßten Charaktere ſeiner Erfindungen zur Noth zuſammenhielt. Seine edle unerſchrockene Seele, die ſich auf die Kunſt warf, war dabei weder mit Anſchauungen, noch mit Thatſachen geſchwängert. Bei jedem Werke das er ſchuf, verbrauchte er den ganzen Stoff der ihm zu Gebote ſtand, und war nach der Schlußſcene des letzten Aktes ſo erſchöpft, daß ſich ſein Geiſt erſt allmählig wieder an neuen Dingen, die er von Außen nahm, erholen und erfüllen mußte. Nach dem eifrigen Studium wuchs ihm wieder die gemauſerte Schwinge, und nach langjähriger Vorbereitung hatte er ſich wieder ſo weit geſammelt, und ſo viel zuſammengelernt aus Kant, aus der Geſchichte, aus Shakeſpeare, daß er auf fünf neue Akte für einen ganzen

Mann gelten, und etwas in ſich Abgeſchloſſenes produziren konnte.

Wahrlich dies iſt nicht der Flug des Genies! das Genie beginnt ſeine Laufbahn, und ſagt beim Anfange ſchon für das Ende derſelben gut. Eine neue Philoſophie kann ausbrechen, eine große Entdeckung gemacht werden, ja in ſeinem eigenen Fache kann ein noch wilderer Komet ſeine Bahnen durchkreuzen, das Genie iſt unerſchüttert. Es lernt, o unendlich viel lernt es — was hat Göthe nicht Alles gelernt! Aber kein Buch ſtiftet eine Revolution in ſeinem Innern, wiewohl Schiller oft in Jena erblickt wurde, daß er über eine neue Erſcheinung, einen ganz heißen Kopf hatte, und mit Enthuſiasmus ſeinen Freunden ankündigte, ſeit einer Stunde ſei er ein ganz anderer Menſch geworden. Schiller war eine leicht erregte Kapacität, die keine ſchöpferiſche

Einheit beſaß, und Dasjenige was ſie an der Stelle der Einheit doch für die Poeſie brauchte, nicht durch die erſte Hand des Geiſtes, ſondern durch die zweite Hand der Geſinnung empfing. Darum ſollte mich ein Verſuch Wunder nehmen, aus Schillers Werken eine Harmonie ſeiner Grundſätze über das Leben und die Welt, eine Concordanz der Dinge im Himmel und auf Erden zuſammenzuſtellen. Im ganzen Schiller liegen zahlloſe Sentenzen, aber kaum eine einzige Maxime. Aus dieſen Jamben philoſophir' ich mir noch kein Leben zuſammen, und kann aus dem, was ſie verbieten, nimmermehr auf das ſchließen, was ſie erlauben. Ich läugne etwas ſehr Prägnantes im Schillerſchen Charakter nicht, denn ſeine objektive Leerheit mußte er durch eine ſubjektiv-edle Leidenſchaft erſetzen; aber er iſt ein Charakter ohne Philoſophie.

Wenn man von Göthe's Immoralität ſpricht, ſo ſoll man bedenken, daß es ſich hier um drei Abſtufungen handelt. Erſtens um Tugenden, welche für die Kunſt eine beſondere Zurichtung verlangen, zweitens um Tugenden, welche für den größeren und geringeren Werth des Menſchen indifferent ſind, weil ſie ſich nach Alter, Stand und Situationen richten, und weil Manches ſehr männlich ſein kann, was dem Weibe ſehr übel ſtehen würde, und zuletzt endlich um Tugenden, die für Nichts in der Welt umgangen werden dürfen, und die ich in Göthe's Werken auch nirgends umgangen finde.

Zu dieſen gehört z. B. die Ehre. Keine der Götheſchen Geſtalten iſt über dieſen Punkt empfindungslos. Ferner der Stolz; ſelbſt in Wilhelm Meiſter ſiedet und kocht Stolz, und nur ſeine Bildungsmanie, die Göthe mit klaſſiſcher Ironie behandelt, verleitet ihn, ſich

Regionen anzuſchließen, für die er nicht gebo-
ren war. Werther erduldet die Zurückſetzung
in der Reſidenz mit Ingrimm, aus Stolz,
aus Stolz über ſeinen bürgerlichen Namen;
er verachtet die Ariſtokratie, und flieht aufs
Land, um dort ſeinen Tod zu finden.

Und um den Uebergang zu ſeinen Tugen-
den zu machen, deren Mangel Göthen beſon-
ders angerechnet wird, zur Religion u. ſ. w.,
ſo iſt die Brücke dort hinüber noch immer ein
Fehler, der etwas ungemein Männliches und
Schönes hat, nämlich, daß Göthe die Reue
nicht kennt.

Der ganze Widerſpruch zweier Meinun-
gen, die in der Beurtheilung unſeres großen
Dichters ſo verſchiedene Reſultate geben, wen-
det ſich um eine Tugend, die im Grunde
ſchon mehr paſſive Empfindung, als ein akti-
ver Beſitz iſt. Die Einen beten die Gottheit

des Momentes an, die ſie ſo oder ſo beſtimmte und inſpirirte; die Andern beziehen Alles auf ein Geſetz, das außer ihnen liegen ſoll, und von dem ſie bald mehr bald weniger ergriffen zu ſein, behaupten. Jene ſtehen gut für ſich, ſind zum Handeln geneigt, und irren ſich oft; Dieſe zögern und treffen, da ſie zu ſich ſelbſt kein Vertrauen haben, oft aus der Höhe auf das Richtigere. Von jenen Erſten wurde die Geſchichte gemacht, von dieſen die Religion. Jene legen in die Entwickelungsfurchen der Menſchheit höchſt fruchtbare Saatkörner; Dieſe aber ziehen den Frieden und die Gnade Gottes nach ſich, und wenn jener Saame durch ein Ungewitter weggeſchwemmt, oder ſeine Frucht von einem Sturme geknickt wird, ſo beſitzen ſie Troſt genug für die getäuſchte Menſchheit. Indem ſo von Jenen das Licht, und von Dieſen die Wärme ſtrömt, ergänzen

ſie ſich auf wunderbare Art, und würden ſich ſelbſt durch ihre Verſchiedenheit erquicken, wenn ſie nicht immer in das Extrem verfielen und ſich wechſelsweiſe ausſchlöſſen.

Alle Handlungen und Meinungen Göthe's beziehen ſich darauf, daß er diejenige Philoſophie adoptirt hatte, welche mehr antik als chriſtlich, keine Reue kannte. Hier war ein Charakter, den das Vertrauen auf ſeinen Inſtinkt zum Handeln beſeelte, und der zu ſtolz war, von ſeinen Handlungen etwas zurückzunehmen, ſelbſt wenn der Erfolg dem Anfang nicht entſprach, oder ſich wohl gar das Motiv bei einer ſpäter über den Fall erweiterten Dialektik nur mit Schwierigkeit vertheidigen ließ, ſelbſt vor der Moral. Göthe glaubte an eine augenblickliche Eingebung, die ja als poetiſche Inſpiration recht lebhaft zu ihm ſprechen mußte, ſelbſt wenn Vieles um ihn her erſchrickt;

ihren Conſequenzen muthig nachzuhängen ſchien ihm einer Offenbarung angemeſſen, die er für göttlich hielt. Göthe war außerdem, daß er ein Genie war, ein zu großer Künſtler, als daß er zu gleicher Zeit dieſen Moment des Erſchreckens um ihn her nicht hätte mildern ſollen; und erſt von dieſer Seite an, wo er Etwas that, was eine Erleichterung für ſeinen unbefangenen und deshalb anſtößigen Genius war, beginnt der Widerſpruch derer, welche, ich wette, zwar auch nicht erſchrocken ſind, es aber merkten, daß man hätte erſchrekken ſollen. Was Milderung des Schreckens war, nannte man Verführung, und eine Abſicht, ein Raffinement ward aus dem, was zunächſt nichts Anderes iſt, als das erwachende Gewiſſen des Dichters, der über das ſchlummernde, aber göttlich phantaſirende und träumende Gewiſſen des Menſchen mildernde, ver-

ſöhnende, und die Augen um Verzeihung bittende Blumen wirft. Wo man glaubt, daß Göthe's Unſittlichkeit beginnt, da hört ſie eben auf. Wo man ſagt, daß dieſe roſengekränzten Amoretten locken ſollen, da ſollen ſie verſcheuchen und Eure Runzeln glatt ziehen zur Vergebung!

Göthe hat es niemals darauf angelegt, eine zweideutige Situation zu entwickeln; ſondern will man einmal eine ethiſche Idee mit poetiſcher Dialektik behandeln, ſo wird ſie auch immer zwiſchen Scylla und Charybdis hindurchſegeln müſſen. Man ſpricht von den Situationen, ja ſogar von der Idee der Wahlverwandtſchaften, wie von einer moraliſchen Inconvenienz; aber ihr Ziel iſt doch nimmermehr ſeine myſtiſche Verwechslung eines Gatten und eines Liebhabers geweſen; nimmermehr ſind alle Vorbereitungen des Endes im

Romane gemacht worden, um jene Scene ma-
len zu können, oder am Schluß des Buches
einen Schreck über die Vergleichung von Poeſie
und Wirklichkeit zu erzeugen, der uns nicht
in die Beine ginge, um davor zu fliehen,
wohl aber in die Arme, um darnach zu han-
deln; ſondern Göthe hatte eine poetiſche Idee,
eine Abſtraktion aus der Naturwiſſenſchaft über
die Geſetze der moraliſchen Attraktion und Re-
pulſion und über die Erzeugung des Entge-
gengeſetzten, die er durchführen wollte, und wo
er wohl erſt am Schluſſe und zu gleicher Zeit
mit dem Leſer über den Widerſpruch zwiſchen
der Poeſie und den Inſtitutionen der Geſell-
ſchaft erſchrak.

Nur mit vieler Vorſicht darf man zuge-
ſtehen, daß Göthes weitbauſchige Moral und
die poetiſchen Roſen, die auf ſeinem Lebens-

weine ſchwimmen, etwas dem Zeitalter Angehöriges waren.

Denn wenn die Verkleinerer des Dichters auch wohl zugeben möchten, daß ein ſo duldſames Zeitalter ein großes Glück iſt, ſo würden ſie doch eher geneigt ſein, aus dieſer Aſſertion zu ſchließen, daß Göthe von ſeiner Zeit lebte, daß ſie ihn ſchuf, und daß er, das Geſchöpf, dem Schöpfer ſchmeichelte.

Man hatte Göthe zu einem Produkt der Zeit gemacht, in dem Sinne, daß die Zeit mit ſeinem Talente, wie eine Kokette mit dem freien Willen ihres Anbeters geſpielt hätte, und der Dichter gelaufen wäre, das herunterfallende Strickknäuel indifferenter, gleichgültiger, launiſcher Perioden aufzuheben. Göthe iſt vorzugsweiſe deshalb als der Dichter des Modernen angegriffen worden, weil er die Unterwürfigkeit gegen die Launen des Publi-

kums aufgebracht und begünſtigt hätte. Wenn gegen dieſe Paradoxie ſich ſchon von ſelbſt der erſte Blick, den man auf die Literaturgeſchichte wirft, einwendet, und man im Gegentheil eine entſchiedene Verachtung der Maſſe und des Leſepöbels bei den Dichtern der klaſſiſchen Periode, Wieland vielleicht ausgenommen, findet, ſo iſt auch Göthe's keineswegs von mir beſtrittene Verzweigung in die Zeit eine organiſche Nothwendigkeit, die ſeinem Ruhme nur eine neue Begründung giebt. Es iſt wahr, Göthe wandte ſich Allem zu, was auf ſeine Zeitgenoſſen ſpekulirte, und er verfolgte gern eine neue Richtung, von der es etwas zu lernen gab, und ſollte es nur die Scanſion des Hexameters ſein, die Voß in Weimar wie ein Wunderthäter lehrte. Es iſt erſtaunlich, mit welcher Haſt Göthe noch in den beſten Jahren des vorigen Jahrhunderts über die Oſteo=

logie herfiel, die mit vielem Glücke von Forſter, Camper, Loder, Sömmering, Merck, damals auf die Geſchichte der Natur angewandt wurde. Aber dieſe naive Neugier und Hingebung an den Moment war geregelt durch einen Rückhalt, der ſchwer von der Stelle zu bringen war und nie von ihr gebracht iſt, von Göthe's ganzem Charakter. Wer kann ſagen, daß Göthe nicht über ſeiner Zeit geſtanden hätte? Aber er benützte ſeine Zeit als Stoff und verbrauchte ſie, um ſeine Individualität zu arrondiren, in einer Weiſe, die ſeit Menſchengedenken alle großen Charaktere gemein hatten. Wenn Schiller auf die Kantiſche Philoſophie ſtürzte, was lag wohl hinter ihm? auf welche liegenden und zureichenden Gründe konnte er ſich wohl zurückziehen? Gewiß Schiller ging in den Stoffen, denen er ſich hingab, gänzlich auf, der Stoff verſchlang ihn und

warf ihn dann ſo umgeſtaltet wieder heraus, daß man bei ihm immer von Zeit zu Zeit den Faden der Beurtheilung verlor. Als Schiller an ſeine Vorarbeiten zur Abhandlung über das Erhabene ging, wie wenig lag ſchon in ſeinem Kopfe fertig! Syſtem und Gedanke bildeten ſich bei ihm erſt, indem er lernte und er ſich aus der Verſchiedenheit der fremden Meinungen eine eigene ſchuf.

Genie und Talent werden wohl am beſten ſo unterſchieden, daß jenes auf die Erfindung und dieſes auf die Nachahmung bezogen wird. Das Talent hat aber darin faſt immer einen Vorſprung vor dem Genie, daß jenes ausdauert, dieſes oft verpufft. Denn nicht jeder Wurf des Genie's gelingt, während das Talent nie etwas produzirt, das nicht ſeine regelrechte, gezirkelte Abrundung hätte. Ein Genie kann zu Grunde gehen vor der Reife, es kann

alle Dinge mit einem göttlichen und großen Hiatus anfaſſen und von allen zurückgeſchleudert werden, während das Talent auf berechneten Wegen zum Ziele kommt, und durch ein Zuſammennehmen aller der Mittel, die ihm zu Gebote ſtehen, immer etwas erreicht, das ziemlich vollkommen dasjenige, was er erreichen wollte, wieder giebt. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich daher, daß das Talent ſich nicht in einzelne Tugenden auflöſt, das Genie aber durch eine innere Unruhe vom Einen zum Andern gezogen wird, und troß ſeiner großartigen Einheit ſich noch immer in ſchwächere oder ſtärkere Mannichfaltigkeiten auflöſen kann. Das Talent iſt Anlage und Befähigung, und auf wie viele Geiſtesgaben es ſich auch erſtrecken mag, es wird in ſich immer Eins ſein; denn ein abſolutes Talent iſt aller Dinge fähig, die durch Nachahmung erreicht werden

können. Ein abſolutes Talent kommt immer auf einen gewiſſen Vollendungsgrad, gleichviel ob es die Flöte oder das Waldhorn bläſt, ob es Mathematik oder Philoſophie ſtudirt, ob es Juriſt oder Arzt wird. Ein abſolutes Talent arbeitet in allen Fächern, und ſetzt ſich, wenn es ſein Hauptgeſchäft beendigt hat, des Abends in einer kurzen Jacke hin und arbeitet in Pappe, oder drechſelt, oder ſpielt die Bratſche. Das Talent hat in ſeiner Einheit Vielheit oder Allheit, das Genie jedoch in ſeiner Einheit nur Mannichfaltigkeit. Es kann Dinge geben, für welche dem Genie der Kopf vernagelt iſt, wie Göthen z. B. die Philoſophie, ſo daß der genialſte Mathematiker in einem Konzertſaale keinen Muſikton hört, ſondern nur in den Kreiſen und Quadraten ſtudirt, welche auf dem Plafond des Saales in Stuck gearbeitet ſind. Weil das Genie er-

findet, ſo wird es in ſeinen Thätigkeiten abſorbirt, und muß, um ſich vor ſeiner innern Unruhe und dem verzehrenden Drange der Schöpfung zu retten, eine Gegenwehr zu erobern ſuchen, die ihm den göttlichen Funken ſowohl erhalte, als ihn für die leicht entzündbare und bald verkohlte Phantaſie weniger gefährlich mache. Göthe fand dieſe Gegenwehr in einer Hauptmaxime ſeines Lebens und ſeiner Kunſt, der Beſchränkung. —

Göthes Vielheit war keine Allheit. Man überſah dieſen Umſtand und wollte im Dichter nicht das Genie, ſondern nur das Talent gelten laſſen. Man hat vom Genie immer nur die Vorſtellung des Cometen, der mit unregelmäßiger Bahn am Horizont heraufzieht, mit ſeinem feurigen Schweife den Geſtirnen um die Ohren klatſcht und ſo ſchnell wieder verſchwindet, wie jenes außerordent-

liche Meteor. Alles, was einen Augenblick überraſcht und ſich dann erſchöpft hat, pflegen wir genial zu nennen, in Künſten und Wiſſenſchaften. Das Geniale ſoll weder Toilette machen, noch ſich konſerviren, es muß unſern Begriffen zufolge ſchon früh graues Haar bekommen, und entweder mit dem Trunke oder dem Tollhauſe, oder dem Selbſtmorde enden. Göthe ſah es in der aufgeregten Zeit, in der er lebte, um ſich, wie ſich in der That die deutſchen Genies zu entwickeln pflegten, und machte die Sophroſyne zum Präſervativ gegen frühe Verpuffung. Des Genialen ſich tief bewußt, nahm er eine nüchterne Eigenſchaft des Talentes zu ſich herüber, den Takt, und brachte in die gährende Maſſe ſeines Innern früh eine verſöhnende, mildernde und zurückhaltende Neutraliſation. Mit dem Salze des Taktes machte er ſeinen Vorrath an Ge-

nie dauerbar, und erhielt ſich bis auf den letzten Lebensmoment wenigſtens in Anſchauungen, Begriffen, wenn auch weniger in der Produktion ſelbſt, die jugendliche, urſprüngliche Friſche. Man nennt Göthe's Philoſophie egoiſtiſch: ja, verbindet dieſen Egoismus der Selbſterhaltung mit ſeinem Genie, und man wird begreifen, warum ſein Genie die Phyſiognomie des Talentes hatte.

Talent iſt Form, Genie Stoff. Jenes ſteigert ſich in der Anwendung; dieſes kann verbraucht und muß ökonomiſirt werden. Keiner der großen Geiſter vorangegangener Literaturen, die ſich in großen Produktionen dem Gedächtniſſe der Nachwelt erhalten haben, von griechiſchen, ſpaniſchen und engliſchen Männern, iſt ſo bewußt= und taktlos geweſen, ſo wenig berechnet und verſtändig, wie man ſich gewöhnlich das Genie vorzuſtellen

pflegt. Ganz abgeſehen von Pindar, von dem der Uneingeweihte kaum ahnet, daß ſein dithyrambiſch-ekſtatiſcher Schwung das Produkt einer höchſt vorſichtigen, gemeſſenen, berechneten und logiſch disponirten Ausführung iſt; ſo exiſtirten von dem Genie des Sophokles, wie von einem talentvollen Vielſchreiber, hundert Tragödien. Die Griechen hatten auch ihre genialen Ephemeren, ihre Lenze und Klinger, z. B. einen Steſichorus und andere epiſch-lyriſche Dichter, von denen uns die Zeit nur wenige Bruchſtücke übrig ließ, und deren Originalität, ſo ausgezeichnet ſie war, ihnen dennoch nicht die Dauer ſicherte. Sie zerplatzten wie bunte Seifenblaſen. Und weil Shakeſpeare dauerte, ſollte er deshalb weniger originell ſein? wo ihm Mittheilung oder Lektüre eine hübſche Sage zutrug, ſchnitt er ſie für ſein poetiſches Ideal zurecht, und wird als ein Meiſter ver-

ehrt, ſelbſt indem er ſeine Stoffe von Andern entlieh. Hier iſt etwas vom Handwerk und wer würde ſagen, daß das Genie fehlt?

Das Geniale muß alſo in der That immer erſt da beginnen, wo die Ausführung des Dichters beginnt, und der göttliche Funke kann auch etwas ſein, das in ihm wohnt, ohne ihn ſtündlich hinzureißen, das ſich ſogar einſchließen, bewahren und für den vorkommenden Fall in Arbeit ſetzen läßt. Göthe griff nach Allem, dem er eine eigenthümliche, d. h. die gehörige Geſtaltung zu geben wußte, und war weit entfernt von jener Gewiſſenhaftigkeit des Talentes, jedes Ding in allen ſeinen Nothwendigkeiten zu erſchöpfen, und es über die bloße Skizze in ein vollkommenes Gemälde hinüberzuführen. Mit den Gegenſtänden der Kunſt kann nur derjenige ſpielen, welcher ihnen gewachſen iſt. Das Talent wird

jeden Vortheil wahrnehmen, und einen Beſitz, den es erhaſchen kann, nicht anders als in ganzer Vollſtändigkeit machen. Das Genie, ſeiner Zulänglichkeit ſich bewußt, läßt die Dinge an ſich kommen und iſt ſorglos genug, daß es oft vom Talent übertroffen wird. Das Talent zeigt ſich immer nur in ſeiner Anwendung; das Genie iſt etwas Solidariſches, wo eine ausſtrömende einzelne Anwendung, wenn ſie einmal nicht gelingt, doch niemals bewirkt, daß das Ganze, was daheim bleibt, dafür verantwortlich gemacht wird, oder im entgegengeſetzten Falle dem Ganzen etwas genommen ſcheint. So will ich einem Jeden überlaſſen, dieſe Parallele noch weiter durchzuführen, und ſich über Göthe der Anſicht zu nähern, welche wir noch weiter entwickeln werden.

Es ſoll denn auch gar nicht verſchwiegen werden, daß die Oppoſition gegen Göthe ſich aus einer Thatſache im menſchlichen Gemüthe herſchrieb. Wir ſind ſelten geneigt, dasjenige auch nur liebenswürdig zu finden, was von Menſchen, die wir haſſen, angebetet wird. So kam es, daß in der Bewunderung Göthe's die Wärme der Einen die Wärme der Anderen erkältete.

Göthe fand eine Menſchenklaſſe, die mir, weil ſie dem Genie unentbehrlich iſt, eine providentielle Bedeutung zu haben ſcheint. Das arme Genie, wenn es allein ſteht! Was ſollen die großen Gedanken, wenn ſie nur begaffte und unentzifferte Pyramiden ſind! Jeder Prophet muß ſeinen Apoſtel, jedes Genie ſeinen Luſtigmacher haben. Der Enthuſiasmus übernimmt für die Rechnung des großen Hauſes ſein kleines lobpreiſendes Detailgeſchäft. Es

reiſ't auf die Firma ſeines Gottes, und bringt deſſen Gold und Silber als Scheidemünze unter die Leute. Die Sprache der Götter und der Menſchen muß durch Dollmetſcher vermittelt, das Genie muß erklärt, auseinandergeſetzt und mit Beiſpielen belegt werden.

Kant und Göthe haben in Deutſchland die meiſten Ausleger gefunden. Zahlloſe Zwerge kamen, welche ſich aus dem Rockärmel dieſer Rieſen vollſtändige Kleider ſchnitten. Kant und Göthe unterſcheiden ſich in dieſer Rückſicht nur ſo, daß jener vervollſtändigt und populariſirt, dieſer hingegen ausgelegt und ins Wunderbare hinaus mißdeutet wurde. In Norddeutſchland wurde Göthe zu einem Syſtem erhoben, und Herr Schubarth iſt in der That ein recht geſchickt ausgebauter Flügel deſſelben. Was wir oben von Göthe behauptet haben, daß ſich ein ganzes Leben nach ihm einrichten

ließe, bewährte ſich hier. Herr Schubarth lebte und webte in Göthe; er war die Wahrheit, die ihn frei gemacht hatte, und ſein Jünger würde ſich nie zu einer Handlung bekannt haben, ohne den Calcul, was Göthe in dieſem Falle denken oder thun würde. Es war ein ſonderbarer Widerſpruch, daß Herr Schubarth die Hegel'ſche Philoſophie angriff, die es doch ihrerſeits an enthuſiaſtiſchen Beziehungen zu Göthe nicht fehlen ließ. Möchte man nicht verführt werden, hier an Eiferſucht der Liebe zu denken? In der That, es kam Göthen ein Wettſtreit der Huldigung entgegen, von dem man nur wünſchen möchte, daß er weniger excluſiv geweſen wäre. Die Verketzerung ſolcher, welche nur ſelten im Tempel erſchienen, um anzubeten, regte deren Unmuth auf, und ſie gingen hin, die Fahnen der in Süddeutſchland aufgeſteckten unmittelbaren Rebellion ge-

gen Göthe zu vermehren, wenn ihnen auch wohl ſonſt die von einem Menzel dabei gerührte große Trommel fatal war.

Seit wenigen Jahren haben ſich große Veränderungen zugetragen. Die ſtatt Göthe empfohlenen Namen Tieck, Jean Paul und ſonſt die ganze romantiſche Schule, gewährten keine Muſter für den Fortſchritt derjenigen Geiſter, welche an die Möglichkeit einer neuen Literaturſchöpfung für Deutſchland glauben. Man mußte auf dasjenige zurückkommen, was befruchtet. Es mußte ein Grab nicht nur vor Hyänen, die verweſende Leichen witterten, geſchützt, ſondern auch an dem alten lebendigen Gedächtniß unſers großen Dichters mußten diejenigen Geſetze der Kunſt, diejenigen Thatſachen der Literatur entwickelt werden, welche Saatkörner der Zukunft ſind. Ein ins Meer verſunkenes Schloß taucht wieder auf, und

wird Pharus in der hyperbordiſchen Nacht. Selbſt wo uns Göthe keine Reſultate giebt, regt er die Dialektik an, und kann durch das, was er nicht gerade ſelber arbeitet, ſondern nur zuläßt, für die ſich in Deutſchland einleitenden Diskuſſionen dasjenige werden, was Ariſtoteles dem Mittelalter war. Denn auch Ariſtoteles wurde für Dinge angewandt, die er nicht gekannt hatte, und diente als Berufung für Philoſopheme, wofür ſich in ſeinen Schriften nur die Prinzipien finden.

II.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vor einiger Zeit verſuchte Görres eine Genealogie Göthe's, welche von der in den Taufbüchern der Frankfurter Kirchen notirten ſehr verſchieden war.

Görres theilt die Menſchen in zwei große Feldlager ein; hüben die Genialen, drüben die Philiſter; und fährt dann fort: Ein Fürſt der Genialen, ein im Himmel apanagirter Prinz ſoll es geweſen ſein, der ſich zu einer Tochter der Erde herabließ, zu einem Aſchenbrödel, ein Gott zu einer Bajadere. Mit dieſer habe er in unrechter Ehe Wolfgang Göthe gezeugt.

Umgekehrt ſcheint es, daß man das an Göthe Proſaiſche, Untergeordnete, oder um ihn recht zu charakteriſiren, Bedenkliche vielmehr auf Rechnung ſeines Vaters ſetzen muß. Von Seiten der Mutter wird dem Menſchen nie etwas Untergeordnetes angeboren.

Wenn Göthe's Poeſie durch einen Fehltritt entſtand, ſo verirrte ſich eine Fee des Himmels mit einem jungen, ſervilen Pagen. Dieſes Umganges Frucht war ein junger, verſchämter, mädchenhafter Gärtnerburſche, der am Hofe ſeiner Mutter lebt; ein junger Mann mit viel beſorglichen Rückſichten, aber voll des naivſten Mutterwitzes, der die herrlichſten poetiſchen Schwingen bekömmt, wenn ſeine Prinzeſſin Mutter in ſeidenen Gewändern an ihm vorüber rauſcht, ihn mit wunderbarer Zärtlichkeit anblickt, und den duftenden Blumen=

ſtrauß empfängt, den er ihr höflich darbietet. Verliebt ſich nun Göthe ſogar in ſeine Mutter, als Oedipus in Jokaſten, ſo wüßt' ich nichts, was das Eigenthümliche Göthiſcher Lizenz über Sitte und Moral vollkommener charakteriſiren könnte.

So iſt Göthe's Auftreten in allen bürgerlichen Beziehungen reſignirend, bedächtig und die ſozialen Abſtände ermeſſend. Iſt es doch, als lehnte er ſich gleichſam an ſeine eigene heroiſche Geſtalt, die Arme auf den Rükken zurückgelegt, freilich imponirend, aber weniger durch das, was er bei Andern an freier Bewegung hinderte, als durch das, was er ihr zu geſtatten ſchien. Seine Erſcheinung vernichtete durch die Rolle, die man übernehmen, durchführen und tüchtig ſpielen mußte, um nicht ganz in ſeinen Schatten zu fallen.

Das Haus und die Familie, die ſtille Sittlichkeit und Naivetät der beſcheidenen Exiſtenz, ja ſogar Blödigkeit, wenn ihr die Erziehung nicht einige Haltung gegeben hätte, waren an Göthe das Nächſte. Doch hièr begannen ſchon ſeine dichteriſchen Uebergänge in andere Sphären. Aus der Beſchränkung kleiner Kreiſe ſpann ſich Göthe's poetiſcher Faden hervor, aus dem Rocken an der ſchnurrenden Spindel, aus dem Leib der behäbig ſich ſchmiegenden Katze, kurz aus ächtdeutſchen Elementen, wie ſie im Götz, im Fauſt, im Egmont zu ſo meiſterhaften und unſere Herzen magnetiſirenden Geweben ſich zuſammenfügen *).

*) Die Poeſie bildete ſich hier ſogleich mit einer Maxime. Der Uebergang von den Erinnerungen an den mütterlichen Urſprung und dem Hauſe, und der von Göthe ziemlich kalt aufgeworfenen Frage: Was iſt das

Die Familie, das Häusliche, ja ſogar das Philiſterhaftdeutſche iſt der Leib, aus welchem die höhere Pſyche der Göthiſchen Lebensanſchauung emporſteigt. Es iſt ein Winken

Vaterland? ergab ſich bald. Göthe läugnete das Schöne und Herrliche in den Bardentendenzen Klopſtocks und Sinebs gewiß nicht; im Gegentheil tadelte er ſeine Zeitgenoſſen, daß ſie lieber auf franzöſiſche Flittern blickten, als auf jene goldenen Harfen, welche die ermüdenden großen Sänger in Deutſchland aufgehängt hätten, aber er las ein Buch von Sonnenfels über die Liebe zum Vaterlande und fand es ſehr lächerlich. Er geſtand offen, eine Erziehung zum craſſen Patriotismus der Römer läge nur im Intereſſe gefahrvoller Zeiten und könnte, zum abſoluten Geſetze erhoben, den Ruin aller Civiliſation herbeiführen. Das Schlechteſte, worauf ſich in der That eine Nation gegen die andere berufen kann, iſt der bloße Patriotismus. Ein unbeholfener und deutſcher Bär entſchuldigt ſeine Verſtöße gegen den Anſtand ſehr ſchlecht, wenn er brüsk ſich umwendet und an ſeine Lenden ſchlägt, die von Thuiskon ſtammen.

nach einem fernen Heimathlande, ein ſüßes Locken aus den Grotten der Natur und dem Empyreum des Geiſtes, es iſt der rauſchend vorüberklingende Moment, als die Götter über die Geburt eines Genies zu Rathe gingen. Und der Auserwählteſte der Sterblichen ſchwebt dem geheimnißvollen Winken nach, mit den rauſchend entfalteten Schwingen der Poeſie, die Pforten des Himmels öffnen ſich und wer-

---

Sagte nicht Themiſtokles ſchon, das Liebenswerthe ſei niemals die Scholle des Landes, ſondern treffliche Inſtitutionen? Göthe fürchtete, daß durch Schriften, wie die von Sonnenfels, die Leerheit der Köpfe mit einem Lärm angefüllt würde, den tüchtigere Dinge, und beſonders die Erkenntniß der eigenen Oberflächlichkeit, hätten erſetzen ſollen. Er philoſophirte mit Recht, daß man in Zeiten der Ruhe die Erziehung, ſtatt an den Nationalhaß und den patriotiſchen Spektakel, an die Familie und die Bildung im Schooße der Guten und Edeln anknüpfen müſſe.

ſen die glänzenden Lichtſtröme der Sonne in ein Auge, das nicht erblindet, da es Verwandtes ſieht. Jetzt iſt Göthe der freie Götterſohn des Himmels und ſchreitet ſtolz und keck durch eine Welt, die ihm Spielzeug iſt. Titanenideen ergreifen ſein Hirn, während er durch die Wälder und Berge ſtreift, die Sprache wirft den Reim von ſich, ſeine Einfälle ſind erhaben, wahnſinnig, humoriſtiſch, bis ſich an dem Verſuche einen Prometheus zu dichten, endlich die wogende und ſchäumende Welle bricht, und in dem Moment, wo der fiebernde Trotz des Genies, Krankheit wird, die rothwangige beſonnene und vom Vater geerbte Geſundheit der transcendentalen Kriſis zu Hülfe kommt; dann genas er allmählig in eine Mäßigung, innerlich geſund, doch noch im Auge die Spur des Unheimlichen tragend, bis er zuletzt mit friſchgeſammelter und die

Erinnerung des ganzen Himmels in ſich tragender Kraft den Fauſt ſchuf. Prometheus, in der Anlage, die uns fragmentariſch erhalten iſt, konnte ein Titanendrama werden, das auf Deutſchland vielleicht gräßlicher gewirkt hätte, als Werthers Leiden; aber wir hätten mit ihm auch den Dichter verloren. Denn die Idee dieſes Prometheus ließ ſich nur mit einer Einſeitigkeit durchführen, die derjenige haben muß, welcher ſeine Rechnung mit dem Leben und ſeiner Wirthin abſchließt, das letzte Geld und die Uhr auf den Tiſch legt, und unangenehm zu enden weiß. Göthe hat ſich Zeit ſeines Lebens von der Prometheusfabel nicht erholen können. Sie ſpukte in allerlei Formen wieder in ihm durch, aber die Zurückhaltung der Leidenſchaft erkältete zuletzt die Auffaſſung.

Geh vom Häuslichen aus und verbreite dich, ſo du kannſt, über alle Welt! Hiemit bezeichnete Göthe ſelbſt den Weg, den ſeine Poeſie zu ihren Zielen nahm. Es iſt die eigentliche Zauberformel, welche ein ganzes dichteriſches Geheimniß erſchließt.

Sie war das Symbol des Göthiſchen Lebens in auf= wie in abſteigender Linie. Aus beſchränkter Sphäre hinaus ſich drängend wurde ſeine Sehnſucht ſchnell ein poetiſches Bild, daß ſeinen Schritten voranſchwebte, und ihn lockte, und Berge und Thäler vergeſſen ließ, die er durchwanderte, um die in immer ſchöneren Farben und deutlicheren Umriſſen ſich malende Anſchauung einzufangen. Jeder Anfang in Göthe war harmlos und vom Nächſten ausgehend. Ja er verſprach in erſter Jugend ſo wenig, daß er ſelbſt von Herder in Strasburg, der ſchon Standpunkte,

Ueberſichten und Allgemeinheiten gewonnen hatte, für linkiſch in der Auffaſſung und Schönheitsurtheilung angeſehen wurde. Göthe's poetiſche Entwicklung war ein träumeriſches Ausſpinnen ſeiner häuslichen Zuſtände und primitiven Eindrücke, und ſo hinaus über die Vorurtheile, Geſetze, Sitten hinweg, bis in die Alpen-Regionen des freien Gedankens und der dichteriſchen Wahrheit. Ein rüſtiger Wanderer, zieht er von ſeiner Heimath aus, und lernet Schönheit, zurückblickend in ein ſonniges vom gelben Strom durchſchlängeltes Thal, fern der blaue Rand der Gebirge, die unvollendete Kuppel des Domes, und doch ergänzt und vollkommen, gleichſam durch ihre Herrſchaft über das was unter ihr liegt, ein rauſchendes Treiben, das der Dichterjüngling verlaſſen kann, ohne aufzuhören es zu lieben. Dies war für Göthe entſcheidend, denn jeder an-

dere Genius, pflegt die Metamorphoſen ſeines Dichtens und Lebens in ſich wechſelſeitig zu zerſtören, und nicht ſelten auf das was er heute war, morgen, wie ſchon auf das Unwürdigſte zurückzublicken. Göthe gab ſeine primitive Anſchauung niemals auf, ſein häusliches Vermächtniß, das Stillleben der beſcheidenen Exiſtenz, auf welches er ſich immer wieder zurückziehen konnte, wie ein induſtrieller Speculant nach großen Gewinnen oder Verluſten auf ſeine liegenden und für ein würdiges Daſein immer zureichenden Gründe.

Will man Göthe's Steigen aus der Häuslichkeit zur Verbreitung über alle Welt mit einem Bilde vergleichen, das ihm ganz beſonders gegenwärtig war; ſo nehme man ſeine Wanderung nach Erwins Grabe, eine Beſteigung des Straßburger Münſters, wo er auf jeder einzelnen Station inne hielt, und ein

Gebet des vom Schöpfergeiſt durchdrungenen Dichters an den großen Meiſter des Baues richtete. Auf der letzten Platte blickte er in die ſonnige Ebene des geſegneten Landes, weit hinaus in die blauen Ahnungen der Schweiz, und heimathlich gen Speier und Worms; das Herz frohlockte der unermeßlichen Augenweide, und ſchmiegte ſich dankend an das, was ihn auf dieſen ſo wunderbar erhöhten Gipfel trug, an die Kunſt, und wie ein Seher ſeiner eigenen Zukunft ſchrieb er den bedeutungsvollen Spruch, daß alle Poeſie innere, individuelle Keimkraft iſt, und ein dem Genius ſich von ſelber gebendes Anſchwellen der Gefühle für Maaß und Verhältniß.

Die abſteigende Bewegung fehlte bei Göthe nicht, und in neuerer Zeit iſt ſie ſogar mehr beſprochen worden wie die aufſteigende. Hatte Göthe einmal in dem Allgemeinen ver-

geblich getaſtet, dann zog er zur rechten Stunde behutſam ſeine Fühlfäden zurück. Er verſpätete ſich niemals beim Ideale, oder genoß die Umarmungen der Phantaſie länger, als der Mond am Himmel ſtand. Hatte er gegen die Proſa einen poetiſchen Feldzug geführt, ſo zog er es doch vor, was die Winterquartiere betraf, ſie lieber in der Proſa ſelbſt zu nehmen. Wer ihm hieraus einen Vorwurf macht, was betrachtet der? Nur das Ziel, nicht den Gang ſelbſt.

Wenn Göthe aus der Poeſie herabſteigt, ſo flüchtet er ſich nicht in die Familie, ſondern er ſucht ſie zu produziren. Nicht die Proſa beginnt jetzt, ſondern die Philoſophie. Die Produktion der Familie iſt das Himmelszeichen, durch welches die Winterſonne Göthe's ſchreitet. Mißgunſt der Zeiten, Unbehaglichkeit der öffentlichen Meinung, getäuſchte

Berechnung hiſtoriſcher Ereigniſſe, drängten ihn aus idealiſchen Anſchauungen heraus, und bannten ihn in einen engen Kreis, den er unter Sturm und Ungewitter, als das letzte zu retten ſuchte. Die heiligen Begriffe, welche Göthe mit der Familie verband, verſcheuchen den Gedanken an die winterliche Bequemlichkeit eines warmen Ofens, die ein Ermüdeter oder Träger geſucht hätte. Die Familie war Göthen, von allen menſchlichen Daſein, wie Jean Paul ſagen würde, die Eſſigmutter, das Saatkorn und die Garantie jeder andern möglichen Entwickelung im Politiſchen und Nationalen. Alle ſpätere Poeſie unſeres Dichters, iſt von dieſen Vorſtellungen über die Produktion der Familie ergriffen. Bezüge des Anſtandes, Zurückhaltungen mancherlei Art, miſchen ſich in die leidenſchaftlichen Motive; aus der Geſelligkeit entſteht die Gewohnheit,

aus der Gewohnheit, das Wohlwollen, aus dem Wohlwollen die Neigung, aus der Neigung die Liebe, und aus ihr freilich genährt durch die lange conventionelle Zurückhaltung, zuletzt die glühendſte Leidenſchaft. Ob Göthe poſitiv oder negativ verfuhr, ob er uns in ſpäteren Jahren eben ſo übermäßig vorbereitete, wie er in ſeiner Jugend durch die plötzliche Schläge uns überraſchte; immer blieb das Reſultat etwas, das uns blendete, weil es Alles für ſich hatte, Alles in der Wahrheit und Schönheit.

Fanden wir ſomit im Häuslichen die genetiſche Grundlage der Göthiſchen Dichtungsweiſe; ſo können wir ſelbſt die Entwickelung fernerer Originalitäten unſeres Dichters an dies familiäre Prinzip anknüpfen. Wir werden finden, daß, wenn wir ſelbſt über die erſten Prämiſſen einer literarhiſtoriſchen Kritik, über die Sprache und

die Gelegenheit ſeiner Dichtungen ſprechen, beſonders aber die lyriſche Empfindung Göthes zergliedern; daß ſich alle unſere Urtheile hierüber an die eben angeleitete Betrachtung unmittelbar anreihen können.

Eine Geſchichte des Göthiſchen Styles iſt leider erſchwert, durch die Discretion gegen Andere oder die Furcht gegen ſich ſelbſt, welche Göthen beſtimmte, alle aus ſeiner Entwickelungsperiode herſtammenden Briefe zu vernichten. Dieſe Correſpondenz iſt nicht das Geringſte, was die deutſche Literatur ſeit jener Epoche, wo mit Göthen eine Veränderung vorging, die ihm all ſeinen Freunden unerklärlich machte, an dem Dichter verloren hat. Veranlaſſung zur Vernichtung ſieht man weniger, als Entſchuldigung. Ich glaube die letztern in der Koketterie zu finden, welche

die damalige Zeit mit ſich ſelber trieb; in den Lavatereien, wo die flachſten Menſchen auf den Gedanken kamen, ſich für phyſiognomiſche Bedeutſamkeiten zu halten. Dieſe Richtung haßte Göthe, und perſiflirte die Süßlichkeit des einreißenden Tones, die wechſelſeitigen Liebesverſicherungen einander ſich wildfremder Menſchen um ſo lieber, als er ſich ſelbſt eine große Schuld an dieſem empfindſamen Modetone durch ſeinen Werther beimeſſen durfte. Ich ſage nicht, daß Göthe ſich vor den Schwärmereien ſeiner verloren gegangenen Correſpondenz fürchtete, aber er nahm ein Aergerniß an dieſer Selbſtbeſpiegelungsſeuche, die in eine wahre Apotheoſe alles Unbedeutenden ausarten zu wollen ſchien. Aus dieſem Grunde vernichtete er ſeine Correſpondenz, und wir haben an dieſer Uebereilung eben ſo ſehr den Verluſt literarhiſtoriſcher That=

ſachen, wie biographiſcher Handhaben für Göthe's Entwickelung ſelbſt zu beklagen.

Die kleinen Billete Göthe's, welche in dem neulich erſchienenen Briefwechſel Merck's mitgetheilt ſind, charakteriſiren unſeres Dichters ſtyliſtiſche Eigenthümlichkeiten bis ins Komiſche ſo grell. Göthe's heimiſche Sprache iſt kurz, abgeriſſen, ohne Verbindungen, durchaus das lebhafte Produkt, eines in ſicherer Familie auf feſtem Fuße gebildeten Willens. Der Ton iſt naiv befehlend, herzlich bis zur Vertraulichkeit, und immer haſtig wie ein Dialog. Das Meiſte in dem was geſagt wird, ſoll ſich gleichſam ſchon von ſelbſt verſtehen, und man ſieht die Ungeduld hervorbrechen, daß man nicht ſchon am Auge wahrnimmt, was zu ſagen der Mund ſich erſt ſo weitläuftig in Bewegung ſetzen muß. Dann hilft ſich die Lebhaftigkeit und Ungeduld, um die

Auseinanderſetzung zu vermeiden, gewöhnlich mit Sprichwörtern, die das Geſpräch immer objectiv, immer im Zuſammenhange mit der geſunden Vernunft, und dem was gar nicht anders ſein kann, und was ja Jedermann gleich einſehen müſſe, zu erhalten ſuchen. Ein ſolcher Styl widerſpricht immer, erwartet aber ſelbſt keinen Widerſpruch.

Als man Göthen in Leipzig, wegen ſeiner unmeißneriſchen Art zu ſprechen, auslachte, glaubte er ſich durch ſeine oberdeutſche Nationalität entſchuldigen zu können; auch in Dichtung und Wahrheit hat er über ſeine Spruchrede recht hübſche Anmerkungen gemacht; allein ich glaube, was er auf die Nationalität ſchiebt, iſt grade durch ſein Familienprinzip, und beſonders durch die Lokalität ſeiner Erziehung zu erklären. Noch heute wiederholt ſich in Frankfurt, was Göthe an ſich

erlebte. Eine ſo eng zuſammengerückte wohlhabende Gemeinſamkeit, wie ſie Frankfurt darbietet, hebt das jugendliche Bewußtſein früh aus ſeiner unbeſtimmten Dämmerung heraus. Die mannigfachen auf Gewerb und Vermögen ſehr einflußreichen Verwandſchaften treiben die Kinder bald in den Vordergrund, und zwingen ihnen bei Zeiten eine Reife auf, welche den Jahren zuvorkömmt. Von allen Seiten ſind zwar die Schranken ſehr nahe gezogen, doch herrſcht in ihnen die Frucht des Reichthums, eine gar löbliche Freiheit, begünſtigt durch das erfreuliche Gefühl der Eltern und Verwandten, wenn ſie die Fortpflanzer der gemüthlichen Ariſtokratie ihres Namens friſchblühend und die künftige Selbſtſtändigkeit ſogar durch einen mit ſchwerem Herzen beſtraften Trotz verrathend um ſich ſehen. Dabei ſind alle Begriffe traditionell und müſſen

ſich als ſolche erhalten, weil die größt. heit ſich ja immer als die ſicherſte Beſ[illegible]rin des Geſetzes zu bewähren pflegt. In dieſen Kreiſen können ſich die träumeriſchen, mürriſchen, ſich iſolirenden jugendlichen Charaktere der Provinz und der großen Hauptſtädte nur bei beſonders ungünſtigen Vermögens- Verwandtſchafts- und Familienumſtänden entwickeln. Ja auch das Genie bricht hier nur ſelten hervor, da ſich die Bildung des jungen Mannes frühzeitig in eine allgemeine, geſunde und tüchtige Verſtandesrichtung nivellirt. Was hier auf die Jugend wirkt, iſt das Beiſpiel. Früh verſteht die Jugend die Manieren des Alters, und macht ſie nach, da ſie ihr ehrwürdig erſcheinen. Die Begriffe überliefern ſich ſchnell, Haltung, Benehmen, Alles drückt ſich wie mit einem Spiegel in der weichen Bildungsmaſſe ab, und die Sprache mit ih-

ren kórnigen Erfahrungsſprůchen, ſtehenden Redensarten und dem lexikographiſchen Umfange, der auch gerade dem Umfang der Begriffe gleich kommt, iſt von der Jugend früh dem Alter abgelauſcht. Zuletzt verhindert die muntere lachende Geſundheit und Freiheit, in dem Allen — Altklugheit zu finden.

Auf Góthe iſt die Anwendung leicht gemacht. Seine Sprache war früh reif, vollſtándig, keck. Sprichwórter erſetzten das noch mangelnde eigene Urtheil. Noch ſeine erſten Produktionen ſind ganz mit dieſem Lakonismus geſchrieben, den Góthe z. B. im Gótz nicht vom Mittelalter oder vom Volke zu ntlehnen brauchte, ſondern der ſeine eigene Natur war. Die Wendungen kórnig, die Verbindungen abgeriſſen. Partikeln in Fülle, wenn ſie den Ton nůanciren, und gleichſam

der Accent des Styles ſind, und fehlend, wo man ſie als Ruhepunkte des logiſchen Prozeſſes, und der künſtlich ausgeſponnenen Dialektik zu brauchen pflegt. Die Weitläuftigkeit der perſönlichen Fürwörter wird vermieden, als verſtände es ſich von ſelbſt, ob ich, oder du, oder er gemeint iſt. Auch ging dies kurze, die Sprache und ihre Privilegien prellende Verfahren auf Göthe's erſte Verſifikationen über. Man glaubt, Göthe habe bei ſeinem Puppenſpiel und den ſatyriſchen Kleinigkeiten an Hans Sachs und deſſen Weiſe gedacht. Gewiß nicht, er lernte ihn erſt ſpäter kennen; es war dies etwas Angebornes, das ſelbſt in der Kunſtproſa des Veteranen als Reminiscenz öfters zurückkehrte, und durch die damals ſo kalten und bedächtigen Abſtraktionen als ein gar ergötzlicher Transparent zuweilen hindurch ſchimmerte.

Digitized by Google

Wenn Göthe im ſpäteren Verlauf ſeines Dichterſtrebens, dieſen naiven Volkston verließ, ſo adoptirte er doch keineswegs eine ihm dargebotene fremde Ausdrucksweiſe. Zum Glück wie zum Nachtheil der deutſchen Literatur war die Sprache, ihr Organ, niemals auf dem beſtimmten Kammerton einer akademiſchen Scala geſtimmt. Frankreich hat eine Dichterſprache, die man einmal adoptiren muß, will man den Kothurn betreten, oder auch nur auf dem Haberrohre der Idylle blaſen. Dies beeinträchtigt die Originalität, hält aber auch, wie Göthe ſelbſt in ſeinen Entwürfen über den Dilettantismus bemerkt, die Unzulänglichkeit und die Liebhaberei zurück. Deutſchland hat bei ſeiner bildſamen und von keiner Crusca bevormundeten Sprache doch das Unglück, daß mit ihr alle Welt in die Literatur hineinpfuſchen kann. Wäre unſere Literatur

im vorigen Jahrhundert nicht durch ihre klaſſiſchen Kräfte im Aufſchwunge geweſen, es würde den zahllos auftauchenden Naturdichtern und Dilettanten gelungen ſein, ſie mit einem Schlage in die Anarchie zu ſtürzen, in welche ſie jetzt durch eine allgemeine Pfuſcherei allmälig gekommen iſt.

Klaſſiſche Muſter boten ſich Göthen an. Er verſchmähte ſie alle, bis auf ein Beiſpiel, dem er nicht widerſtehen konnte. Wer ſeinen erſten proſaiſchen Verſuch, zum Andenken Erwins von Steinbach, geleſen hat, ſcheidet den Antheil, welchen Haman an dem Style deſſelben hat, ſehr leicht heraus. Der Ton iſt prophetiſch, die Wendung apoſtrophiſch. Dogma und Polemik wechſeln ab. Die Bilder ſind gelehrt, die Leidenſchaften gegen die Franzoſen und Pfaffen überraſchend grell, das Ganze endet wieder mit Prometheus, dem

Göthiſchen Steckenpegaſus. Doch ſchon iſt Klang in dieſem Weihegebet, ein Gefühl für jene Rundung, die die Sprache des Egmont und Clavigo, für die Recitation noch willkommener macht, als die Schiller'ſche. Allmälig wurde Göthe Meiſter dieſes üppigen fleiſchigen Ausdrucks ſeiner zweiten Periode, der elaſtiſch weicht und zurückkommt, wogend und wallend wie das Meer und, mit etwas rhetoriſchem Numerus rauſchend, doch nie anders als in ſanft ſchmelzender Zerkräuſelung ſich am Ufer bricht. Der Wellenſchlag des mittelländiſchen Meeres lockt das Gefühl des Taktes und der rhythmiſchen Abmeſſung, und die Herrlichkeit dieſer Proſa fluthet nun hinüber in Taſſo's und Iphigeniens melodiſchen Jambus. Seine Poeſie wird Athmen der Natur. Die Natur ſpricht, ſpricht in Tönen, Muſik iſt die Seele ſeiner Schöpfungen; mag er nun

in Venedig, am Ufer des Lido, bunte Epigrammenmuſcheln fiſchen, oder auf dem Nacken einer Römerin die fleiſchigſten Hexameter trommeln.

Göthe hatte Noth ſich von Formen loszureißen, die ihm leicht wurden, und Vergnügen machten. Er opferte ihnen wohl einen zufälligen Inhalt, fühlte aber bald, wie wenig ächt dies war, dauerte nicht aus, und blieb im Fragmente ſtecken. Was trieb ihn nicht alles zum Hexameter? Was opferte er ihm nicht! Wolf's Zweifel an der Einheit der Ilias, Voſſens Geheimniß über den rechten Bau des Hexameters, das erſt mit dem Tode Klopſtock's veröffentlicht werden ſollte, hielten Göthe's epiſche Intereſſen in fortwährender Spannung. Er geſteht ſelbſt, daß ihn das metriſche Bedürfniß zu Reinecke Fuchs getrieben. Gott ſei Dank, Achilleis blieb ſchon

Fragment. Aber die epiſche Breite hatte ihn erfaßt, und zwang ſeinen Genius zu einer neuen Metamorphoſe, zur Cultur einer Proſa, deren glänzende Entfaltung die ſchon erſchienenen Bände Wilhelm Meiſters ahnen ließen.

Göthe's proſaiſche Diktion verdient eine Betrachtung, die ſich vom Dichter ganz unabhängig anſtellen läßt; denn hier iſt in der That ein Maaßſtab entdeckt, durch welchen die ſchwankenden Beſtimmungen über den deutſchen Ausdruck geregelt werden ſollten. Von der gelehrten Bilderfülle Jean Paul's und dem Naturalismus der Modernen wird man immer auf jenen bezaubernden Ton zurückkehren müſſen, welcher, reich an Geſetzen, in Göthe's Proſa herrſcht. Dieſen geglätteten Marmor nachzuahmen, möcht ich weniger anrathen; als ihn zu ſtudiren.

Göthe's Proſa iſt kein Ausdruck der Unmittelbarkeit, man ſieht in ihr die Sprachwerkzeuge nirgends ſelbſt, oder die Gehirnfieber transparent hindurchſchimmern, welche den Gedanken oben auf ihrer Spitze trägt. Nirgends verräth ſich die logiſche Maſchinerie oder ein dialektiſcher Kampf der Idee mit dem Stoffe; ſondern Göthe's Proſa iſt eine Perſpective des Theaters, ein überdachtes erlerntes, vom ſchaffenden Gedankenſoufleur leiſe zugerauntes Stück. Göthe reproduzirt ſprechend, was er im ſelben Momente denkend ſchuf. Die Dinge ſprechen bei ihm nicht ſelbſt, ſondern ſie müſſen ſich an den Dichter wenden, um zu Worte zu kommen. Darum iſt dieſe Sprache, deutlich und doch beſcheiden, klar ohne dadurch aufzufallen, im Extreme aber diplomatiſch.

Dem Jean Paulismus oder der modernen Naivetät lauſcht man neugierig zu, und dennoch ſtrengt die Lektüre an, und nimmt alle unſere Geiſtesthätigkeiten in Anſpruch. An Göthe's Proſa arbeiten wir mit, unterſtützen die Produktion des Gedankens, und ſchließen, da Göthe's Bericht immer nur das Spiegelbild der Reflexion iſt, von dem Bilde auf ſein Gegenüber. Vergleicht man Göthe's Proſa mit der oceaniſchen majeſtätiſchfluthenden Ruhe des Weltmeers, ſo iſt doch nur der äußere Anblick ſo ſtille, gezähmte Leidenſchaft. Göthe's Anregungen ſind belebend und reproduktiv, und ſo hat dieſe trügeriſche Ruhe eine überwältigende Unterlage, eine Wirklichkeit, gerade ſo wild und ſchroff in uns wieder auftauchend, wie der Dichter ſie in ſanften ſchlummernden Träumen erzählt. Das Aeußerliche dieſes Geheimniſſes wird unzählig

Digitized by Google

nachgeahmt, man ſcheint dabei vergeſſen zu haben, daß Göthe's Proſa nur für die Erzählung als Organ der epiſchen Dichtung klaſſiſch iſt, und dabei ſind noch am glücklichſten die Herren Carus in Dresden und Varnhagen von Enſe in Berlin.

Man muß aber nicht überſehen, daß Göthe ſelbſt dies Mißverſtändniß veranlaßte. Indem er dieſe Sprache mit ihrer höchſtzerbrechlichen Koſtbarkeit ſelten mit Auswahl und Sparſamkeit benutzte, ſo verwiſchte er ein wenig ihren kaſſiſchen Stempel. Die Reproduktion verwandelte ſich in Abſtraktion. Alle konkreten Anſchauungen verflüchtigten in formloſe Verallgemeinerungen, das Handgreiflichſte verhüllte ſich in myſtifizirende Nebelflöre, und das, was ſich kryſtalliniſch gebildet hatte, zerſchmolz in ſehr vague Flüſſigkeiten. Ja dieſe verſchwimmende abſtrakte Ausdrucksweiſe Gö-

the's theilte ſich ſogar der Poeſie ſeines Verſes mit. Wenn auch der Reim und das metriſche Geſetz hier die Verallgemeinerungen beſchränkte, wenn ſich gerade im Gedicht dieſe ausweichende Diplomatie in eine beſondere Geheimniſſung und Wichtigkeit verwandeln konnte, ſo ſchützt uns doch nichts davor, daß wir zuweilen das Unnützeſte in die vielverſprechendſten Kleider gehüllt ſahen. Wer erinnert ſich hier nicht der Artikelauslaſſungen, der Infinitiv= und Partizipial=Conſtruktionen, des Superlativs für den hinreichenden einfachen Grad, kurz eines Tones, der hier erweiternd, dort beſchränkend, ſanft zum Einen Anderes lenkend, Alles in dem Schönen, Reinen, ſchönſtens ſuchte zu vereinen? Oft aber drang durch dieſe häßlichen Töne noch eine jugendliche Naivetät, und ohne Aufhören wurden ſie entſchuldigt, durch des Alters redſelige

Digitized by Google

Luſt der Mittheilung, die uns auch hier ſo Manches hinterließ, was wir zur Charakteriſtik unſeres Dichters ſchmerzlich vermiſſen würden.

Wir kehren zum Häuslichen zurück, wenn es ſich nächſt der Diktion um die Veranlaſſungen der Göthiſchen Produktionen handelt.

Man weiß, welche hohe Meinung der Dichter von der Gelegenheitspoeſie hatte. Faſt alle ſeine Dichtungen gab der Zufall an. In ſeinen Jugendkreiſen herrſchte ein heiterer geſelliger Ton, der ſich durch wechſelſeitige Anregung dauernd erhielt, der den Einzelnen hervortrieb, indem ihn die Maſſe unterſtützte, und der zunächſt im vorzüglichſten Grade die Satyre begünſtigte. Göthe verlebte eine Jugend, die rings von geſelligen dichteriſchen Aufforderungen umgeben war. Sein Vater war ein origineller Mann, in deſſen Kopfe ſich

praktiſche Ideen und Pläne durchkreuzten, und der um jeden Preis auch den Sohn dafür gewinnen wollte; der ſich aber dennoch von dem Ehrgeize nicht trennen konnte, an ſeinem Sohne auch den Ruhm eines ſchönen Geiſtes zu erleben. So ging kein Familienfeſt ohne poetiſche Verherrlichung hin. Das Verhältniß zu Lidi zeigt uns ſelbſt den Verfaſſer des Werther und Götz noch mitten in dieſen Anregungen des Zufalls immer mit neuen Einfällen und unermüdlichen Opfergaben auf den Hausalter der Geſelligkeit. Liebend oder ſpottend wurden die Originalitäten der Umgebung dargeſtellt, die Pläne geſtalteten ſich ſchnell, und verkörperten ſich in den leichteſten und zufälligſten Formen.

Wenn auch Göthe gegen dieſe Produktionen ſtreng war und ſie vernichtete, ſo konnte er doch niemals dieſen Inſtinkt eines plötzlich

Digitized by Google

und unmittelbar auflodernden Intereſſes unterdrücken. Alles neue ergriff ihn lebhaft, und zwang ihm die Aeußerung der darüber angeregten Empfindungen ab. Die Poeſie war in ihm das Geſundeſte, ja noch mehr als dies, ſie war poſitive Heilkraft, und verwandelte jedes wiſſentliche oder im Gefühl verſteckte Unbehagen in verlebte, objektive, zurückgelaſſene Zuſtände, wo der Schmerz ſein Nachweh und auch die Freude jene Ueberraſchung verlor, mit welcher ſie doch das Gemüth mehr zu beängſtigen, als zu erquicken pflegt. Einem Dichter, der über ſeine Mittel und Kräfte gebietet, thut die Welt wenig an, er iſt der größte Egoiſt; denn ſelbſt das Unglück iſt bei ihm ein Geſchenk, für welches er den Göttern danken muß.

Göthe kam ſo unbewußt in ſeine Stellung der Nation gegenüber, daß er lange Zeit

die Phyſiognomie eines Dilettanten nicht verlieren wollte; jede neue Kraft, welche auf die Oeffentlichkeit wirken will, wird ſie ſogleich nach Geſichtspunkten, die in ihrem Intereſſe geſtellt ſind, ermeſſen, und immer das Mangelhafte da als vorhanden auszugeben ſuchen, wo ſie ſich einbildet, den Schaden oder das Fehlende erſetzen zu können. Göthe aber war ſo wenig Willens auf die Theilnahme des Publikums zu ſpekuliren, daß er ſelbſt nach ſeinen erſten veröffentlichten Produktionen nicht aufhören konnte, das Publikum lieber nach der Verehrung zu beurtheilen, die ihm Klopſtock, Gleim, und die ſeiner Natur entgegengeſetzteſten Geiſter zu verlangen ſchienen. Göthe ſtand in keinem Rapport zum Publikum. Er wußte nicht, was er demſelben poſitiv mit ſich zum Geſchenke machte. Mit irgend einer Tendenz und Richtung wußte er ſich am we=

nigſten in Einklang zu bringen, und hat, ob ſeine Wirkung gleich gewaltig war, doch niemals in dem ſelbſt gelebt, oder hat in dem fortgefahren zu leben, wo ſein Anfang alle Welt entzündete.

Ich wüßte Nichts, was ſo ſchlagend die Genialität eines Phänomens bezeichnet, als deſſen Harmloſigkeit. Während Klopſtock, Voß, Ramler, Wieland, Herder, in ihren einmal angeſchlagenen Tönen eine ausdauernde Hartnäckigkeit beſaßen, die ſie zuletzt, faſt möchte man ſagen, zu ihren eigenen Plagiatoren machte, hielt ſich Göthe niemals an das, was aus ihm eine Schule hätte machen können, oder eine Religion, deren erſter Prieſter er hätte ſein müſſen. Freilich hatte er bei dieſer Zufälligkeit ſeiner Beſtrebungen den meiſten Verluſt. Wie ſchlagend auch ſeine ſpätern Effekte waren, ſo wurde er doch, nachdem er

Werthern durch den Triumpf der Empfindſamkeit begraben und das Vorurtheil des Publikums getäuſcht hatte, niemals wieder recht populär. Auf Koſten einer ihn, und ſeinen Genius vernichtenden Monotonie, wollte er es nicht ſein. Nur diejenigen Schriftſteller ſind, wie z. B. Schiller, plötzlich ein Gemeingut aller Klaſſen geworden, welche das Publikum einmal an einem beſtimmten Ton gewöhnt haben, welcher nun immer in jedem folgenden Werke wiederkehren muß. Neuheit in jedem neuen Buche ſtört die Bequemlichkeit der Leſer, ſetzt eine Beſchäftigung mit dem Dichter voraus, wozu nicht alle die gehörige Muße haben, und erſchwert ſomit das allgemeine Verſtändniß, ohne welches es keine Popularität giebt.

Göthe legt allerdings auf ſeine Behauptungen über die Gelegenheitspoeſie zu viel

Nachdruck. So genialiſch auch zufällige Veranlaſſungen z. B. ſeines Clavigo ſind, ſo kann man doch nicht zugeben, daß die durch Göthe's geſellſchaftliche Stellung in Weimar veranlaßten Allegorien und Feſtſpiele durch die Zufälligkeit ſo intereſſant würden, als ſie langweilig ſind. Dennoch bleibt das Prinzip für die ganze Laufbahn unſeres Dichters entſcheidend.

Will man es in Betreff der Häuslichkeit noch auf einfachere Begriffe zurückführen, ſo möcht' ich hier an die Maske und die Muſik erinnern, jene, von dem Dichter mit ſo viel Vorliebe gebraucht, und in mancherlei Mummereien und der Luſt am Geheimniſſe ſich ausſprechend, vergegenwärtigen lebhaft die Jugend des Dichters mit jenen poſſenhaften Arrangemens, welche zum erſtenmale in Göthe das poetiſche Bedürfniß anregten. Ja die

Muſik war es, welche ihn ohne Weiteres in den Vers hinein warf, ſo daß nicht nur ſeinen lyriſchen Gedichten die Melodie immer von ſelbſt vorzuklingen ſcheint, ſondern ſein produktiver Eifer ſich auch an Singſpiele machte, die, wie Erwin und Elmire, beſonders aber Claudine von Villabella gewiß keine hohen Anflüge nahmen, aber doch ungemein gewandt angelegt, und im Einzelnen gar allerliebſt ausgeführt ſind. Eine Haſt ergriff den Dichter, ſich unaufhörlich in Kompoſitionen dieſer Art zu ergehen. Seine Mittel ſtanden ihm immer ſiegreich zur Seite, und unterſtützten ihn darin, daß ſeine Poeſieen vom Gefühl der praktiſchen Brauchbarkeit und des gelegentlichen Bedürfniſſes veranlaßt wurden. Die Oper, die ernſte wie die komiſche, iſt unerſättlich in ihren Forderungen an die improviſirte Erfindung.

Der Klang der Muſik bahnt uns den Weg, um beſonders an Göthe's lyriſchen Erzeugniſſen anzudeuten, wie Alles in ihnen erlebt, empfunden, und von des Tages Ordnung angegeben iſt. Glücklicherweiſe haben wir faſt zu allen ihren Einzelnheiten lebendige Schlüſſel der Biographie, und können das Viele, was uns hier noch fehlen mag, durch Ahnung ergänzen.

Nach Petrarka gab keine Lyrik ſo viel Wahrheit für Dichtung, wie Göthe's, und Göthe übertrifft ſogar Petrarka. Denn was Petrarka ſang, verſtand ſich nur für die Situation in der er ſang, und erhielt ſich für ſie in der Literaturgeſchichte. Doch Göthe's Poeſieen, meiſt durch ganz individuelle Erlebniſſe angeſchlagen, klingen auf Alles anwendbar im Volkstone fort, und ſind in die Theilnahme der Maſſe, die freilich den Verfaſſer

nicht mehr anzugeben weiß, noch tiefer ge=
drungen, als die Gedichte Schiller's.

Unbefangen und heiter ſind Göthe's lyri=
ſche Erſtlinge. Sie adoptiren die poetiſche
Sprache der Zeit, den Schäferton, wo Amor
ſich zu Damon ſchleicht, und dieſer gute
Junge, ſanft die Flöte blaſend, Dorilis aus
ihren Träumen weckt. Luna ſchleicht mit Sil=
berglanz durch Buſch und Eichen, und Zephir
iſt der beſchwingte Bote, der der Schweſter
Apollo's leiſe voranweht. Hier iſt Alles klein,
zart, friſch, heilig durch die Veranlaſſung;
man naſcht und tanzt mit den Amoretten,
der Ernſt wird vertändelt, und ſelbſt die Em=
pfindung ſcheint mehr poetiſch überliefert, als
von innen hervorquillend.

Jetzt kommen ſchon tiefer klingende Töne,
das Versmaaß iſt länger ausgehalten, der
Dichter ſehnt ſich nach der erſten Liebe, und

ſieht die Unſchuld in Nebel gehüllt von ihm wegfliehen. Plötzlich bricht ein ſchreiender Akkord in dieſe Modulationen. In dem Gedichte **Abſchied** friert dem Dichter das Wort auf dem Munde zu Eis. Jetzt weht eine ſchneidend kalte, aber unübertrefflich wahr und ſchön gefühlte Reſignation durch eine Empfindung, die zwar feiert, ausruht und verachtet, trotz alles Stoicismus aber doch vom tiefſten Schmerze durchſchnitten iſt. Der Dichter begründet ſein philoſophiſches Evangelium mit einer Ironie, die uns Thränen in das Auge, und um den Mund zu gleicher Zeit ein Lächeln jagt. Tiefe Stille herrſcht in des Schiffers Herzen, die Stille nach überſtandenem Sturm; auf der ungeheuren Weite regt ſich keine Welle mehr; er ſteht am Maſt, leicht hingelehnt und pfeift ſeine Maxime der Gleichgültigkeit: Sehe jeder wie er's treibe! Und

doch kömmt zuweilen wieder eine Ermattung über ihn, er kann der Ermunterung: „lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück iſt immer da," nicht die ſiegreiche Kraft des Troſtes abgewinnen, und ſchleudert ſeinen ungeheuern Groll in reimloſen Dithyrambenquadern von einer Höhe des Parnaß herab, wie ſie nie wieder erſtiegen iſt.

Da faßt ihn eine friſche Neigung, hinreichender Erſatz für die Lücke, eine Neigung mit mehr Zärtlichkeit als Liebe. Und dieſe haucht in Liedern aus, die nicht ſo melancholiſch ſind, wie die vorangegangenen, auch nicht mehr ſo allgemein ſehnſüchtig, und in der Geliebten nur die Liebe liebend, ſondern raſch, klug, beſorgt, angemeſſen Ort und Stunde. Wer erlebte dies nicht! Du ſcheiterteſt ſchon oft mit deinem Herzen, du haſt die Liebe ſchon als Kunſt, dein Benehmen iſt ein Hand-

griff der Verführung, und dennoch ſehnt ſich die letzte Abendröthe weichender Unſchuld nach dem Zauber der Natur noch einmal zurück, nach einer wahren und ächten Empfindung, die uns, von unſerm Herzen ausgeſchloſſen, zu gewinnen kaum noch möglich ſchien, und ſich in den ſchmelzendſten Tönen offenbaret. So in dieſen Liedern Göthe's. Die Liebe mäßigt ſich, da ſie wohl aus Erfahrung weiß, daß man in ihr nichts überſtürzen und keine Genüſſe zeitigen, und zu raſch abſchlürfen ſoll, und trotz dieſes Raffinements wird der Dichter mit recht friſchem Herzen noch einmal wieder naiv und munter, ein Bär, den Lillis Menagerie bis zum Murmelthiere zähmte. War die Natur früher die Anknüpfung einer ungeſtillten Sehnſucht, war ſie früher nur die Vertraute des Liebenden, ſo iſt ſie jetzt lebendig geworden und Leben ſchaffend, ſie öffnet

Digitized by Google

ihre Mannigfaltigkeit einem Auge, das ſich Aehnlichkeiten ihres Glückes ſucht, ihre Situationen ordnen ſich vor dem beruhigten ſinnenden Dichter, fremde Zuſtände locken ſeine behagliche Betrachtung, und die poetiſche Form wird eine neue, die Ballade.

Göthe verſtand unter Ballade jede poetiſche Empfindung, für welche der Dichter von anderswoher eine Staffage nimmt. Dies iſt immer eine hiſtoriſche, gleichviel ob er ſie der Geſchichte entlehnt, oder ſchlechthin einer äußern Wirklichkeit, die nicht durch ſeine eigenen Mittel und Wege geſchaffen iſt. Dieſe Miſchung von Epos und Lyrik, äußert ſich am liebſten dramatiſch, wie auch in den ſchottiſchen Beiſpielen der Ballade der Dialog die Erzählung zu erſetzen pflegt. Indem Göthe dies Verfahren von der Sage auf alles Andere, was nur nicht aus ihm ſelbſt war, über-

Digitized by Google

trug, ſchuf er eine neue Gattung der Poeſie, die von Vielen ſpäter mannichfach und gut kultivirt, die deutſche Verskunſt in leiblichem Schwunge erhalten hat, ſelbſt als das Genie eine Seltenheit wurde.

In dieſer Weiſe wand z. B. Wilhelm Müller recht anmuthige Kränze, wo ſich dieſelben Situationen der Zärtlichkeit, Eiferſucht und Verſöhnung immer mit verſchiedenen Subjekten, heute mit einer Müllerin, morgen mit einem Muſikanten wiederholten. Auch iſt die ſchwäbiſche Schule mehr ein Produkt der Göthiſchen Ballade, als des Göthiſchen Liedes, nicht blos in den hiſtoriſchen Sagen, wo es in die Augen fällt, ſondern ſelbſt in der Originalität der Uhlandiſchen Muſe. Uhland hat die Baukunſt von Göthe's Ballade gelernt. Es ſind fremden Herzen untergelegte Empfindungen, die er beſingt; es ſind Thatſachen

des Gefühls, um welche er mit Leichtigkeit einen hiſtoriſchen Rahmen legt. Das Zuſammenfallen der urſprünglichen Idee mit dieſem hiſtoriſchen Vehikel giebt allen Liedern Uhlands jenen epigrammatiſchen Schluß, der leider in neuerer Zeit in den Begriffen über das lyriſche Gedicht mancherlei Verwüſtung angerichtet, und an die Stelle der Empfindung den Witz geſetzt hat. In Göthe's Ballade, nämlich dem Genre, was er auf ſeine eigene Rechnung ſo nannte, herrſcht eine eigenthümliche Zweiheit, welche immer der Ausdruck der Reflexion iſt. Uhland ſteigerte dies bis zum höchſten Grade, und erreichte damit oft eine ungemein ergreifende Wirkung. Wer kann das Schloß am Meere und Aehnliches leſen, ohne zu geſtehen, daß nach den einfachen Worten des Sängers erſt das Gedicht beginnt? Man iſt überraſcht von dieſer kunſtvollen Einfach-

heit der eben gehörten Fragen und Antworten, ſo daß ſich erſt am Schluſſe derſelben vor unſern Augen die ganze Anſchauung der poetiſchen Situation zuſammenſetzt, und ſich ein Ton aus unſerm Innern heraufwühlt, der die tiefſten Seiten unſeres Gemüths zu wunderbaren Melodien weckt. Es iſt dies einzig die frappante Wirkung des Epigrammatiſchen. Dieſe Form zwingt uns Vorder- und Nachſatz noch einmal zu wiederholen, und für uns ſelbſt den Urſachen eines Gedichtes nachzuſpüren, von deſſen Wirkung wir elektriſch längſt getroffen ſind.

Göthe's ſpäteſte lyriſche Erzeugniſſe ſind trunkene Orientslieder, mit welchen Anakreon ſich die greiſe Stirn umwindet. Sie bahnten den Uebergang zur weisheitsvollen Gnome, zahmen Xenie, zum ernſten oder ſcherzenden Spruchgedicht. Wenn beim Mahle das Bar-

Digitized by Google

biton unter den Gäſten kreiſte, ſo blieb Göthe der griechiſchen Sitte immer eingedenk, und ſang friſch und munter ſein Skolion herunter. Er lehrte dann die lachende Weisheit der epikuriſchen Gärten, Weisheit des Lebens, heiterſte Reſignation, und jenen Muth, nach der Lehre des Horaz, noch im höchſten Alter, von jedem Tag die reifende Frucht zu brechen. Und ſo hat jedes Gedicht der Göthiſchen Muſe einen innern Bezug, und läßt ſich einer allgemeinen Weltanſicht einreihen. Nichts ſteht abſeiten, und würde nicht mit dem ganzen ausgedehnten Mantel des Sängers zu decken ſein. Aber äußere Maaßſtäbe reichen ſchwerlich dabei aus, ſie ließen das Meiſte unverſtanden, und würden oft mit unbehaglichen Reſultaten enden. Es iſt mit dieſen Gedichten, wie Göthe ſelbſt ſagt, wie mit den gemalten Fenſterſcheiben einer Kirche. Draußen

ſehen ſie ſchwarz und geklekſt aus, von innen aber leuchten ſie mit wunderbarer Pracht, und das vom falſchen Standpunkte Unverſtändliche löſt ſich in Sagen und Geſchichten, in feſte Geſtalten, Ebenmaß, Schatten und Licht auf, daß unſere Augen wie durch Zauber geblendet ſind.

Es iſt nicht die Abſicht dieſer Unterhaltungen, nach viel trefflichen Vorgängen uns mit einer Charakteriſtik der einzelnen Dichtungen Göthe's zu beſchäftigen. Wir ſuchen nur, zu einem Zwecke, der ſich auf die Länge noch deutlicher herausſtellen ſoll, das Individuelle an ihm zu charakteriſiren und nachzuweiſen, wie bei ihm Kunſt und Natur ſich ſchöpferiſch vermählten. So macht es denn auch unſer Standpunkt der Literaturgeſchichte und Poetik nothwendig, hier noch einige Erörterungen über das Schöne beizubringen, wie es ſich

Digitized by Google

Göthen anbot, wie er es ſuchte, und zuletzt, wonach er es beurtheilte.

Was zündet den Dichter? Man wird ſchnell zur Hand ſein und ſagen: das Ideal. Man glaubt nämlich, daß der reinſte und korrekteſte Ausdruck der Schönheit auch die Schönheit ſelber wäre, und daß das poetiſche Genie immer auf der Stufe ſtehen müſſe, auf welcher Raphael ſtand.

Aber die Aeſthetik hat noch keinen Dichter gemacht. Das allgemein Idealiſche, das Korrekte und Klaſſiſche iſt die ſchlechteſte Befruchtung der Phantaſie. Man kann durch einen Heuſchober zu einem beſſern Gedichte veranlaßt werden, als durch einen Marmorpallaſt. Daraus folgt, daß ſich das dichteriſche Genie mehr um die Niederländer, als die Italiäner bekümmern muß.

Göthe's poetiſche Erziehung beſtätigt dieſe Meinung in allen Punkten. Er läuft durch die Dresdener Gallerie; Raphael und Correggio verſteht er nicht; aber Rembrandt, Rubens und ſogar originelle Mittelmäßigkeiten ziehen ihn lebhaft an. Göthe ging durch den Mannheimer Antikenſaal, mehr befürchtend und ſtaunend, als durch die zahlloſen Schönheiten angeregt. Das Allgemeine, Idealiſche zündet den poetiſchen Genius nicht, ſondern das Individuelle, Einzelne, Charakteriſtiſche.

Göthe hat uns den Eindruck überliefert, welchen in früherer Zeit ein Gemälde von Rembrandt und ein Stück von Goudt nach Elsheimer auf ihn machten. Rembrandt's Geburt Chriſti riß ihn zur Bewunderung hin. In dem andern, Philemon und Baucis, hat ſich Jupiter auf einen Großvaterſtuhl niedergelaſſen, Merkur ruht auf einem niedern La-

Digitized by Google

ger aus, Wirth und Wirthin ſind nach ihrer Art beſchäftigt, ſie zu bedienen. Jupiter hat ſich indeſſen in der Stube umgeſehen, und juſt fallen ſeine Augen auf einen Holzſchnitt an der Wand, wo er einen ſeiner Lieblingſchwänke, durch Merkurs Beihülfe ausgeführt, klärlich abgebildet ſieht. Nun ſetzt Göthe, gar bezeichnend für Dasjenige, was in ihm den Dichter anzuregen pflegte, hinzu: „Wann ſo ein Zug nicht mehr werth iſt, als ein ganzes Zeughaus wahrhaft antiker Nachtgeſchirre, ſo will ich alles Denken, Dichten, Trachten und Schreiben aufgeben.“ Und dies mit Recht; denn alles natürliche Dichten und Denken entſpringt aus dem Einzelnen und Individuellen, ſo wie auch nichts den Dichter ſo ergreifen wird, als was ihn überraſcht, nämlich die Nüance. Alles Schöne wird ſich dem Genius urſprünglich als eine Handlung, eine

Digitized by Google

Situation, kurz als etwas offenbaren, das mit uranfänglicher Gewalt aus den Dingen ſelbſt herausſpringt und die Kreiſe ſeiner weiteren Ausführung wie ein in das Waſſer fallender Tropfen von ſelbſt zieht. Kein ſchöpferiſcher Geiſt nimmt zuerſt eine Idee, um ſich nachher die ihr entſprechenden Perſonen zu ſuchen, ſondern auf jene Lichtpunkte achtet er, jene poſitiven, wirklichen und von der Wirklichkeit erfundenen, welche die ihnen entſprechenden Ideen von ſelbſt ausſtrahlen. Das Schöne an und für ſich betrachtet in der harmoniſchen Geſtaltung aller Theile eines Kunſtwerkes, macht wohl zunächſt den Eindruck des Charakteriſtiſchen nicht, und ſoll es nicht, da das Schöne ja nur die Einheit im Charakteriſtiſchen ſelbſt iſt; das Charakteriſtiſche aber iſt es, welches die Schöpfung veranlaßt. Wenn ſie zuletzt ſchön wird, ſo iſt uns das

Uebereinſtimmen des Anfangs mit dem Ende der Ausführung und der Idee. Dieſe Begriffe bleiben feſt, ſo lange die Literatur nicht durch die Schule, ſondern durch die Naivetät des Genies beſtimmt wird.

Göthe unterlag jedoch dem Ueberraſchenden nicht; dagegen wappnete er ſich durch ſeine Kunſt. Die Romantiker und Modernen hielten den blendenden Glanz dieſer Lichtpunkte nicht aus, und ſchlugen immer in die Extreme über, ſo daß ſie auf der einen Seite entweder ſehr glatt, ſorglos, lüſtern einathmend, weiblich genießend wurden, auf der andern rauh, ſtruppig, immer aufgeregt, ſaamenſchwellend, in Ueberfülle gebend, pointirt. Die Romantiker konnten die Theilnahme nirgends faſſen, weil ſie dieſelbe von allen Seiten angreifen wollten. Da war alles pikirt, alles ſonderbar und originell, die Farben waren

nicht verwiſcht, ſondern lagen dick aufgetragen, wie auf der Pallette. Der Eindruck war barock, wunderlich und zuletzt ermüdend, weil es an Ruhepunkten überall gebrach. Ebenſo das entgegengeſetzte Extrem, welches durch einen der erſten Stifter der Romantik Heinſe recht deutlich gemacht wird. Ardinghello zieht mannigfach an, ein hoher gebildeter und freier Geiſt umweht uns; mancherlei Ueppigkeiten machen ſogar unſer Blut in kleinen Kügelchen durch die Adern rollen. Doch halten wir nirgends inne, kein Vorſprung, der beſonders originell wäre, hemmt den allerdings kecken und doch wieder ſo phlegmatiſchen Lauf; man fühlt ſich von keiner einzigen Idee lebhafter angeſpornt, oder erſchräcke einmal vor irgend einer beſonders überraſchenden Wendung. Und wie hier die Romantik anfing, ſo endete ſie auch mit der Monotonie; denn was kann

monotoner, verſchwommener und egaler ſein, als Fouqué und die Minneſänger?

Wenn man die Geſetze der Göthiſchen Dichtkunſt auf eine Formel zurückführen will, ſo beſchränken ſie ſich auf die Relativitäten der beiden Begriffe des Allgemeinen und Beſondern. Das Beſondere ſollte immer dem Genie, und das Allgemeine der Kunſt angehören, aber die Erfahrung zeigt uns, daß man das Allgemeine gern für die Sache des Intereſſes und das Beſondere für die Sache des Geſchmackes hält. Es giebt viele Dichter, welche ihre Nation beglückt haben, wenn ſie zur abſtrakten Allgemeinheit einer löblichen Idee die poſitive und konkrete Unterlage eines Faktums ſuchten. Aber die Größten ſind es nicht. Das Genie beginnt mit dem Faktum, und beſitzt ſo viel Kunſt und Natur, daß es daſſelbe auf die günſtigſte Weiſe auch immer

unter die Strahlenbrechung der Allgemeinheit bringen kann. Wäre unſer Zeitalter nicht in der Nothwendigkeit, ſehr viel auf den guten Willen, die Ehrlichkeit und die Tendenz geben zu müſſen, und wäre die Bildung dieſes Zeitalters weniger rhetoriſch, ſo würde es für die Beſonderheit denſelben Inſtinkt haben, den es nur für die Allgemeinheit zu haben ſcheint; es würde allerdings die Dichtungen Schiller's heißer lieben dürfen, als die Göthe's, weil Schiller kühn, und Göthe nur weiſe war; aber doch niemals das Genie des Letztern, gegen das Genie des Erſteren in Abrede geſtellt haben; da in der Literatur wenigſtens das Beſondere höher ſteht, als das Allgemeine.

Göthe, wie er ſich denn ſelbſt das Klarſte war, empfand bei einer zwiſchen ihm und Schiller eingetretenen zarten Differenz den Un-

Digitized by Google

terſchied vollkommen, wenn er ſagt: „Es macht viel aus, ob der Dichter zum Allgemeinen das Beſondere ſucht, oder im Beſondern das Allgemeine ſchaut. Aus jener Art entſteht Allegorie, wo das Beſondere nur als Beiſpiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber iſt eigentlich die Natur der Poeſie; ſie ſpricht ein Beſonderes aus, ohne an's Allgemeine zu denken, oder darauf hinzuweiſen. Wer nur dieſes Beſondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erſt ſpät."

Wir ſetzen hinzu: die Initiative der Schiller'ſchen Dichtung war das Intereſſe. Er ſuchte dann für ſeine Begriffe die perſönlichen Spiegelbilder, und Dank ſeiner Beſtimmung! daß er oft die trefflichſten fand. Von einem edeln, feurigen, aber inhaltloſen Inſtinkte ging er aus, ſeine glühende Einbildungskraft kam

dem ſuchenden Verlangen zu Hülfe, und gaukelte ihm lange Züge von Geſtalten vor, aus denen er wählte, was ſtark genug war ſeine Stärke zu tragen. Je reifer die Anſchauung, deſto glücklicher die Wahl. So ſind Karl Moor und Kabale und Liebe noch Schöpfungen, die, trotz ihrer dämoniſchmarkirten Beſtimmtheit, doch unſere Vorſtellungen nur an Allgemeines überliefern. Immer mit dem Schluß dieſer Dramen ſtürzt ihre Erfindung zuſammen, und der uns packende Reſt iſt ein unbeſtimmtes, leeres, ſchauerliches Mißbehagen an der Geſellſchaft, das, weil die Weltkopie in ihnen das Original doch wahrlich nicht treu wiedergiebt, auch nicht einmal Entſchlüſſe in uns bewirken kann. Wie ſchnitt Schiller am Stoffe des Fiesko herum! Wie ſchwer wird es ihm, vom Mittelpunkte der Thatſache aus, die Thatſache zu ſichten und zu ordnen!

Digitized by Google

Poſa iſt vortrefflich, aber für das Haupt=intereſſe des Karlos, nur eine Zuthat aus der Allgemeinheit. Eben ſo müſſen in der Stuart und Jungfrau immer Repräſentatio=nen von allgemeinen Begriffen auftreten, Lieb=habereien und Empfindungen, welche das Er=eigniß verrücken, und die Thatſache nur zum Vehikel beliebiger Vorſtellungen zu machen ſcheinen. Erſt Wallenſtein und Tell genügen; jener, weil er in der That individuell gehal=ten iſt; dieſer, weil in ihm das Allgemeine zu=fällig mit dem Beſondern ſelbſt zuſammenfällt.

Ueber Göthe's Dichtungen ſchwebt nie=mals der große Schiller'ſche Horizont, ſon=dern ſie halten das Intereſſe ſtreng an der Sache, und offenbaren ſich mikrokosmiſch. Göthe giebt, was das Allgemeine betrifft, im=mer nur Perſpektiven und Fernſichten in ſie, unermeßliche zwar, aber in einem und dem=

Digitized by Google

ſelben Kunſtwerke oft nach den entgegengeſetzteſten Richtungen hin. Auf der einzelnen Blüthe der poetiſchen Beſonderheit zeigen ſich hier alle Geſetze der Pflanzenmetamorphoſe; an dieſen dünnen Staubfädchen wird man dennoch in das innerſte Heiligthum des Naturgeheimniſſes gezogen; an dieſen bunten ſchimmernden Farben ſprechen ſich die himmelanziehenden Geſetze der großen Sonne aus. Ob uns Taſſo eine Gefühlswelt, Karlos ein Syſtem der Lebensphiloſophie, und die Hölle im Fauſt den ganzen Himmel erſchließt; es geht von kleinen zufälligen Punkten aus. Am Schleppkleide der Gelegenheit, wie ſie eine Zeitung, ein fliegend Blatt, ein altes Buch angiebt, zieht der Dichter den Triumph der ganzen Erde nach ſich. Wenn Schiller einen größern Umfang zu haben ſcheint als Göthe, ſo iſt dies, wie Sterne von großen Nebelrin=

gen umgeben ſind. Göthe hat dieſen Nebelring nicht; dafür iſt aber ſein Kern ſtrahlender, und wirkt beſſer in der Finſterniß.

Göthe hatte einen ſolchen Abſcheu vor dem Allgemeinen, daß ihn auch jede Definition des Schönen in Verwirrung brachte. Frägt man, worin liegt der Zauber der Dinge, wenn ſie gefallen; läßt er ſich den Dingen geben, oder müſſen ſie darnach gewählt ſein? ſo trieb Göthe ſeine Furcht, daß man das Leben in eine Formel einfangen könne, ſo weit, daß er ſogar erklärte, der Ausdruck, Idee des Schönen, habe ſchon an ſich etwas Unſtatthaftes. Göthe hütete ſich, die Schönheit in etwas Einzelnen zu finden, da ſie im Gegentheile immer etwas Zuſammengeſetztes ſein müſſe. Wie kam er zu dieſer Sprödigkeit?

Göthe war in der Mitte ſeines Lebens umdrängt von Theorien über die Schönheit;

kein neues Syſtem etablirte ſich, ohne nicht auch für die Aeſthetik Fächer und Repoſitorien aufzuthun. Das veranlaßte Göthe'n ſich hiebei immer negativ zu halten, und über Begriffe, für welche der graſſirende Idealismus nicht Sublimationen genug finden konnte, immer im herabgeſtimmteſten Tone zu ſprechen. In dieſer Flut barbariſcher Wendungen und Hypotheſen war es für den Dichter ſogar ein Verdienſt, die Göttlichkeit ſeiner Miſſion in irdiſche Worte zu kleiden, und das Schöne mit einer ſcheinbaren Geringſchätzung zu beurtheilen. Der Nebulismus ſchien Ausdrücke, wie: richtig, erfreulich, gefällig u. ſ. w. verdrängen zu wollen; dieſe mußte man retten; man mußte der praktiſchen Vernunft, man mußte der Poeſie als Poetik, und dem menſchlichen Gefäße des göttlichen Inhaltes Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ei=

Digitized by Google

ſerer überſahen dies Verdienſt. Die Einfachheit, mit welcher Göthe über ſeine Kunſt wie über ein Handwerk ſprach, dieſe Einfachheit, welche uns aus den transcendentalen Zeiten die geſunde Vernunft gerettet hat, fand die böswilligſte Auslegung. Man brachte es dahin, daß es ſcheinen ſollte, als hätte Göthe wirklich eine Verwandtſchaft mit Hans Sachs, nur daß er die Dichtkunſt ſelbſt wie die Schuſterei getrieben habe. Wolfgang Menzel wenigſtens, ohne Kenntniß der deutſchen Philoſophie, und nicht ahnend, daß Göthe's Ausſprüche über die Kunſt im oppoſitiven Sinne gegeben ſind, behandelt den Dichter immer gern wie einen Fabrikanten.

Es ſcheint mir, als hätte Göthe bei Gelegenheit ſeines Beſuches in Münſter im Jahr 1792 ſich über den Begriff des Schönen am aufrichtigſten geäußert. Einer ſo individuel-

Digitized by Google

len, humanen und wohlwollenden Philoſophie, wie der des Hemſterhuis gegenüber, ließ ſich ſchwer in Widerſprüche gerathen. Hemſterhuis nannte das Schöne jene erfreuliche Erſcheinung, wo wir die größte Menge von Vorſtellungen in einem Momente bequem überblicken und faſſen können. Dieſe viel zu weite, auf beſondere Fälle nur ſehr ſchwerfällig anwendbare Definition unterſchrieb Göthe, falls ſie ſo zu verſtehen wäre, wie er ſie ſpäter in ſeine eigene Sprache überſetzte. Er kommentirte ſo: das Schöne ſei, das geſetzmäßig Lebendige in ſeiner größten Vollkommenheit Schauen, wodurch wir zur Reproduktion gereizt uns gleichfalls lebendig und in höchſte Thätigkeit verſetzt fühlen. Er fügte dann hinzu, das Schöne ſei nicht ſowohl leiſtend als verſprechend, und müſſe hoffen, begehren und erwarten machen.

Nichts iſt ſchön, das nicht anregt. Schönheit iſt ein pſychiſcher Moment, wo Wirkendes und Gewirktes zu einem ſeligen Genuſſe zuſammenfallen, und nichts in unſerem Seyn ohne Erſchütterung bleibt, ſelbſt der ſinnliche Theil nicht. Schönheit an und für ſich, als das Dargeſtellte ohne Ausfluß auf unſer Entzücken gedacht, iſt auch nichts Vollendetes in dem Sinne, daß ſie durch etwas Anderes nicht könnte erhöht und geſteigert werden, ſondern ſie iſt der Grundton, in welchen unſere ergriffenen Sinne einfallen müſſen zum harmoniſchen Akkorde. Das Schöne iſt nichts Abſolutes, das nach eigenen Geſetzen conſtruirt, regelrecht gefügt, kalt und ſtumm wie Narziſſ ſich an ſeinen eigenen Reizen weidete, ſondern Sehnſucht, die den Arm verlangend ausſtreckt nach einem Auge, in dem ſie ſich ſpiegeln, einem Munde, aus dem ſie ſich

ſelbſt verſtehen kann. Die abgeſchloſſene Ruhe der Antike iſt ein längſt beſtrittener Satz, und ſo lange die alten Marmorbüſten Augen ohne Sterne haben, werden ſie eines Herzens bedürfen, das ſie empfindet, und ihre geiſterhafte Stummheit zu löſen ihnen entgegenkömmt. Das Erhabene iſt nicht das Schöne. Das Erhabene iſt Gefühl der Maſſe, des Gleichgewichtes und eines es tragenden Mittelpunktes. Das Erhabene iſt einfach, die Schönheit zuſammengeſetzt. Das Erhabene iſt die Zirkelform bei den Alten, ein Obelisk, eine Säule, bei Neuern überhaupt Alles was ſtrebt in's Unendliche, ein Thurm des Münſters; das Erhabene überwältigt, es produzirt in uns nur Rührung und Ohnmacht; aber das Schöne erhebt, das Schöne iſt Leben, Mittheilung, Aufforderung, es macht den Betrachtenden ſelbſt zum Künſtler. Denn man

weiß, daß das Schöne immer erſt aus der zweiten Hand kömmt, wenn die Natur die erſte iſt. Dies Gebäude, Gemälde, Gedicht iſt eine Täuſchung; hier wetteifert die Kunſt mit der Wirklichkeit, und ſagen werden wir: das iſt ſchön! wenn wir jenen Koinzidenzpunkt faſſen können, wo das Mechaniſche plötzlich Organismus zu ſein ſcheint, wo uns die Illuſion wie lebendig in's Antlitz blickt, und die fortwährende aeſthetiſche Ueberraſchung gleichſam macht, daß uns die Stifte des Kunſtwerkes, die Theile einer Sache, die ja nur eine Vorſtellung iſt, zuſammenzufallen ſcheinen, und wir hinzuſpringen, nachzubilden, nachzuſchaffen, und das zu ſuchen, was, Dank den Göttern! noch nicht verloren iſt.

Dies ſind die Wirkungen des Genies. So wird ſich Göthe den Jahrhunderten erhalten. Die Guten, Reifen und Gebildeten

werden immerdar von ſeinen Zauberſchöpfungen gezündet werden, und durch ſie den in jedes Menſchen Bruſt ſchlummernden Poeten in ſich wecken. Die Produktionen erhalten ſich wie ein Saatkorn, das auf hunderterlei Acker fallend, der Nachwelt blühende Gefilde und reiche Herbſte ſichert. Und leben in ſeinen Werken, ſichert noch vorm Tode nicht; aber in ſeinen Werken zeugen — das iſt der Prüfſtein!

Digitized by Google

III.

Digitized by Google

Wem wird die Muſe der Geſchichte die Feder in die Hand drücken, um ein Kulturgemälde des achtzehnten Jahrhunderts zu ſchreiben?

Wenige Epochen vereinten ſo viel und ſo entgegengeſetzte Elemente in ſich, um zugleich bunte und durch ihre Mannichfaltigkeit anziehende Gruppen zu bilden; wenige ſind ſo bedeutend und einflußreich ihrem Inhalte und Zwecke nach geweſen. Da ſchwebte über ermüdeten Zuſtänden eine wunderbare Aufregung; da hatte ſich über die allgemeine Verweſung der poſitiven Begriffe und Inſtitutio-

Digitized by Google

nen ein phosphorescirender Schimmer von Idealismus gezogen, der ſich zuletzt in einen erſchrecklichen Brand entzündete.

Der Geſchichtſchreiber würde Mühe haben, ſich in alle dieſe Anfänge ſogleich zurecht zu finden, wenn ſie nicht ein ſo entſcheidendes Ende gehabt hätten. Der Abſchluß des Jahrhunderts erleichtert ihm ſein Geſchäft, giebt ihm ein ſicheres Ziel, und für die einzelnen Bildungsmaſſen ein ordnendes Theilungsprinzip.

Ich dächte die Oekonomie ſeiner Darſtellung müßte darauf ausgehen, das achtzehnte Jahrhundert zuerſt in würdigen und pomphaften Schleppzügen auftreten zu laſſen; denn klaſſiſche Perioden ſind es, die in England ſowohl wie in Frankreich an der Schwelle des Jahrhunderts ſtanden; dort der neue würdevolle und gelehrte Dogmatismus der ſkepti-

Digitized by Google

ſchen Empirie, hier die wallende, ſtolze Allon⸗geperücke des Siècle. Doch ſchon begannen Voltaire und Hume die Tempelgeheimniſſe der akademiſchen Weisheit an größere Maſſen zu bringen. Die Bewegung der Geiſter wird ſchneller, behender. Man ſieht die Ziele nä⸗her, und da ſie in der That nur immer ent⸗fernter liegen, ſo überhaſtet man ſich, die gro⸗ßen Geiſter kommen immer mehr unter das Volk, ſchon hört man ihren Athem und ſieht, was ſie für Kleider tragen. Individualitäten der wunderlichſten Art geben den Ton an; Autor und Publikum ſtehen nicht mehr in dem Verhältniſſe hochachtungsvollen Reſpek⸗tes, ſondern die Wahrheit ſteht mit dem Pu⸗blikum auf du und du, jede neue Entdeckung iſt eine Freundſchaft, die Geheimniſſe des Her⸗zens löſen ſich, Sprache und Mittheilung werden vertraut, die Literatur läuft in ihrem

Charakter und Tone beinahe ſchon auf nichts als die Leidenſchaften der Liebe und des Haſſes hinaus; Schrift und Zeit beſchleunigen ſich wechſelſeitig, bis zuletzt die Eine über die Andere ſtürzt und alle ſichere Form in ein ungeheures ſchreckhaftes Chaos auseinanderfließt.

In einer ſo leidenſchaftlichen Bewegung der Begriffe und ihrer Ausdrücke ſaß nun das Individuum mitten in den meiſt feindſeligen Widerſprüchen inne. Früher machte es die Zahl voll, früher mußte es um Erlaubniß bitten, zu einer Audienz bei der Literatur zugelaſſen zu werden; aber jetzt iſt es plötzlich in den Kreis der Allgemeinheit aufgenommen, und giebt ſeine eigene Stimme ab. Natürlich, die Verſchiedenheit der Meinungen zwang die Verfechter derſelben, Unterſtützung für die ihrige zu ſuchen. Partheiung tritt an

die Stelle der exoteriſchen Andacht; die Intereſſen ziehen Schaaren von Betheiligten und Verbündeten nach ſich, und die Literatur wird das Vehikel dieſer Intereſſen. Allmählig werden die, welche leſen, die Faktoren des Schriftweſens; die Bücher nähern ſich den Briefen; für alle europäiſchen Literaturen legt ſich der Grund zu jener ungeheuren Produktionsanregung, durch die der Journalismus zuletzt eine Macht wurde, welche die Literatur ſelbſt zu verſchlingen drohte.

Auch hat man nie wieder geſehen, daß das Individuum ſich ſelbſt ſo entſchieden zum Echo des Organes der Kultur machte, wie im achtzehnten Jahrhundert. Aus angebornen Lebensverhältniſſen, Sitten und Gewohnheiten herausrückend, Vater und Mutter verlaſſend, und das erwählte Lebensziel, beſonders wenn es eine Stelle in der politiſchen Maſchine

war, als das Widerwärtigſte Preis gebend, machten ſich die aufgeregten Köpfe zur Abſpiegelung des Neuen; traten zu allen Vorſchlägen gläubig hinzu und opferten oft dem Charlatanismus ihr innerſtes Vermögen. Dies war nicht die todte Herrſchaft des Buchſtaben, ſondern die Kraft der aus den Schriften jener Zeit dringenden Perſönlichkeit, die Kraft jenes gewaltigen Axiomes des achtzehnten Jahrhunderts, daß die Menſchen beſſer wären, als die Dinge. Diejenigen Gemüther, welche von jener Kraft der Perſönlichkeit empfingen, ſuchten aus derſelben auch wiederzugeben, und ſchufen dadurch für die menſchliche Exiſtenz eine Wechſelſeitigkeit der Berührungen, die auch den Unbedeutendſten durch das Gefühl einer an ihn ergehenden Miſſion aus ſeiner Sphäre heraus hob. Die Familiaritäten der großen Geiſter erſtreckten ſich

bis in die weiteſte Abgelegenheit, und ſo mußte es denn freilich geſchehen, daß Irrthum, Freundſchaft, Verbrechen, Wahrheit, Lüge, Tollkühnheit, alles vom Schickſal in dieſelbe Kategorie geſtellt wurde, und beim allgemeinen Sturze eines am andern ſich haltend, der ganze wunderbare Bau jener Zeit in Trümmer ſank.

Von dieſen denkwürdigen Bewegungen blieb keine ohne Einfluß auf Deutſchland. Für jede Idee, die über die Gränze kam, fanden ſich Apoſtel, Märtyrer, ganze Gemeinden, und veranlaßten Widerſprüche oder weitere Begründungen, welche zuletzt in den Deutſchen ſelbſt die Originalität weckten. Die franzöſiſchen und engliſchen Einflüſſe mußten um ſo entſcheidender auf Deutſchland wirken, und in dieſem Lande den ganzen Kern des achtzehnten Jahrhunderts zuſammendrängen,

als da ſelbſt das Terrain ſo gänzlich unbebaut war; als ſich alle neuere Kultur dort von der unterſten Stufe aus bis zur höchſten entwickeln, von dem braven und beſchränkten Verſtande des Bürgers, bis zur accelerirteſten Beweglichkeit des feinen Esprits ſteigern konnte. War hier doch die ſchöne und gelehrte Literatur nur bisher das Eigenthum der gelehrten Stände und der Katheder geweſen. Lohenſtein, Hoffmannswaldau waren elegante Hofcavaliere, Caniß und Günther Edelleute, und noch Albrecht von Haller war ein vornehmer Mann, Ritter des Nordſterns, Herr von Goumoens, le Jux und Eclagnes, Präſident zweier Akademien und Mitglied von dreizehn gelehrten Geſellſchaften!

Von dieſer Sphäre aus war keine Regeneration zu erwarten, ſondern die niedern Stände übernahmen die fortgeſetzte Beſtim-

mung der Literatur und verſuchten ſich zu- nächſt in der trockenen moraliſchen Satyre, und dem komiſchen von England geborgten Lehrgedicht. Rabener verdient die Anerken- nung, daß er der Bürgerklaſſe für die Litera- tur ein Privilegium gab, indem er den ſchlich- ten Hausverſtand derſelben zum Richter über die Gebrechen und Thorheiten der Menſchen ſetzte. Die gelehrte Sprache von ehemals war für dieſe Uebungen des Witzes und der Phantaſie kein nothwendiges Requiſit mehr, ja ſie brauchte kaum abgeſchafft zu werden, da für ihren Pomp die naiven und bürger- lichen Gegenſtände nicht mehr paſſen wollten, und ſie ſich, wo ſie nicht als Traveſtie be- nutzt wurde, von ſelbſt verlor. Rabener ſicherte ſich ſeine Thätigkeit, indem er die Vorſicht hatte, die höheren Stände zu ſchonen, und ſich mit der Perſiflage von Advokaten, Aerz-

ten, Frömmlern und mannichfachen Lebens- und Empfindungskreiſen ohne Privilegien zu begnügen. Die höheren Stände blickten auf dieſe Erweckung der guten Köpfe ſorglos herab, auf eine Rührigkeit des gutmüthigen Volkes, das ſich unter einander zum Gegenſtande ſeiner rege gewordenen Geiſtesthätigkeit machte. Ja die Satyre wandte man ſogar auf ſich ſelbſt an, wie Rabener, der damit der Welt zeigen wollte, wie wir von ſo vielen Verhältniſſen, Neigungen und Begriffen verſtrickt ſind, über welche zuerſt wir wohl ſelbſt den Kopf ſchütteln müſſen. Das erzeugte denn eine friſche Luſt des Daſeins, eine Behaglichkeit an den beſchränkteſten Zuſtänden, Emſigkeit und Rührigkeit in Ausmalung der kleinen provinziellen Verhältniſſe, in denen man nicht ohne Ironie über ſich ſelbſt aber doch mit Vergnügen lebte, zuletzt auch, trotz aller Herz-

lichkeit und ſelbſt geiſtreichen Weſens, immer noch ein reſpectvoller Pedantismus, den ſelbſt Geßners arkadiſche Schäfer mitten unter ihren Ziegenböcken nicht verbergen konnten. Von einer ſo kindlichen Stufe nun allmählig die Deutſchen zu erheben, und ſie mit jenem Spiritualismus enden zu machen, wie ihn die ſublimſten Culminationspunkte unſerer Literatur am Ende des vorigen Jahrhunderts zeigen, das konnte nur durch jene wunderbare Aufregung und Empfänglichkeit der Gemüther bewirkt werden, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von außen kommend, ſich auch den Deutſchen mittheilte. Die Nation gab für Alles, was ſie bekam, aus ſich ſelbſt das Mögliche hin, und brachte es auf dem Altar des unbekannten Gottes, welchem das achtzehnte Jahrhundert opferte. Wer war dieſer unbekannte Gott?

Man wußt' es nicht, man ahnte es, und doch verſah ſich Niemand, daß der Gott die Revolution war, jene entſetzliche Thatſache, der ſich auch Deutſchland nicht entziehen konnte, und der es diente, wenn nicht als Hammer, doch als Ambos.

Den Uebergang aus der für das Ausland klaſſiſchen, für Deutſchland aber altfränkiſchen Halbſcheid, in die Periode der Beſchleunigung und Aufgeregtheit, bildete die Epoche der Empfindſamkeit. Das Herz reagirte gegen den Skeptizismus. Der kalte Zweifel löſte ſich in das Gefühl der Unzulänglichkeit, und in eine Sehnſucht ohne Beſtimmtheit auf. Möchte man nicht auch hier wünſchen, daß irgend eine begabte Feder die Vorſeufzer, die dort und da, aus der Bruſt der europäiſchen Geſellſchaft ſtöhnten, aufzeichnete, und uns eine vollſtändige Geſchichte jener melancholiſchen

Lamentationen lieferte, welche zuerſt in England angeſtimmt wurden?

Es war nicht bloß die Klage, ſondern oft eine That, die der Verzweiflung folgte; nicht ſelten der Selbſtmord. Youngs Nachtgedanken wirkten ſchon in dieſer Art, daß ſie die Herzen der Zeitgenoſſen mit einer ungeheuern trübſinnigen Oede erfüllten, und ſie das bittere Gefühl koſten ließen, wie beim Anblick des nächtlichen geſtirnten Himmels das Geheimniß des Lebens in andern Lauten zu flüſtern ſcheine als an der Helle des Tages, und man ein Loos, in deſſen Wahl ſich der Schöpfer vergriffen zu haben ſchien, dadurch rächen könne, daß man es endete. Laſſen jene optimiſtiſchen Gedichte, die mit frivoler Philoſophie aus der Feder Voltaire's kamen, und mit einem ſehr edeln Enthuſiasmus aus der didaktiſchen Leier Pope's, nicht ſchon den

ganzen Abgrund melancholiſcher Verzweiflung ahnen, welchen die Epoche der Empfindſamkeit vollends aufreißen ſollte? Wenn uns Pope mit einer blühenden und majeſtätiſchen Rhetorik die Harmonie des Weltgebäudes zu erklären ſucht; wie kann er hindern, daß nicht in ſeine Wunder das Gefühl unſerer ſelbſt, in eine Hymne auf die Konſtruktion des menſchlichen Auges, die Anſchauung deſſen, was das Auge ſieht, als ſchrillender Mißton einfällt und ſich ſein begeiſtertes Gedicht zuletzt nur wie ein Traum auf unſerer Sehnſucht wiegt, auf dem lechzenden Verlangen, auch im Einzelnen die Erfüllung deſſen zu treffen, was vom Allgemeinen wir in einer ſo ſtrahlenden Viſion ſahen! So arbeitete die Unruhe der Menſchheit ſelbſt durch die Feſſeln, die ſie beſiegen ſollte, ſich hindurch und quälte ſich gerade in dem, was man ihr als Troſt anbot,

bis ſich zuletzt ihr klopfender Puls in jene wehmuthsvollen Empfindungen auflöſte, die uns ſo mächtig ergreifen, weil wir die Revolution erlebten, und dieſe Rührung als eine ſchmerzliche Ahnung derſelben betrachten müſſen. Es ſind aber beſonders Rouſſeau und Sterne, die hier genannt werden dürfen.

Dieſe beiden Geiſter, welche auf die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Beſchlag gelegt hatten, konnten ſich wechſelweiſe durch ihre Verſchiedenartigkeit ergänzen. Wo der Eine weinte, lachte der Andere; wo Jener zürnte, war dieſer verſöhnlich. Ihre Aeußerungen hatten Aehnlichkeit, doch war die Quelle derſelben verſchieden. Die Empfindung des Einen war ſo aufrichtig wie die des Andern; doch abſtrahirte Rouſſeau jenen Schmerz, den Sterne aus Inſtinkt fühlte.

Digitized by Google

Der gute Rouſſeau! Ein mittelpunktloſer unvertilgbarer Abandon an das Zufällige, Leichtſinnige und Gedankenloſe ſtürzte ihn in tauſend Handlungen und Verhältniſſe, die er darauf mit einer Verzweiflung bereute, daß man ſeine Schriften, die Selbſtkaſteyungen eines Trappiſten nennen könnte. Es macht Entſetzen, jene Gedankenloſigkeit und Oberfläche zu betrachten, mit welcher Rouſſeau die ſchönſten Jahre ſeiner Jugend vertrödelte, wie er ſich als ein kindiſches, träges und bewußtloſes Nichts an ein Verhältniß hingab, in welchem mehr Schande als Vergnügen zu gewinnen war. Freilich iſt es ſchön, daß Rouſſeau ſeine Lügen, Diebſtähle und andere Verbrechen, nicht im Allgemeinen auf die menſchliche Natur ſchob, ſondern ſich ſelbſt mit einer bewundernswerthen Strenge dafür verantwortlich machte; aber wie die Folge einer

ſolchen Selbſtpeinigung, die bei einem edlen tugendhaften Charakter ſich von ſelbſt verſtehen mußte, ſeine reuevolle Empfindung, als etwas Außerordentliches und Neues betrachtet werden konnte, wie ſie ſo viel Echo finden und ſich ganz Europa als eine Diſſonanz des tiefſten Schmerzes mittheilen konnte, das iſt eine merkwürdige Thatſache. Rouſſeau erfreute ſich einer ſo lebhaften Sympathie, daß er durch ſie für die zahlloſen Verfolgungen ſeiner Gegner entſchädigt war. Es wurde Mode ſich verkannt zu glauben und ſein Herz in die Bruſt Mitfühlender, wie man damals zum Erſtenmale ſagte, auszuſchütten. Man ſpekulirte auf ſogenannte verwandte Seelen, und im Arme der Freundſchaft auf irgend einer kleinen Inſel des Genferſees, unter hängenden Trauerweiden, neben einem Poſtament von Sandſtein, wo ſich Amor und Pſyche

Digitized by Google

umarmen, fand man Erſatz für eine Welt, die man ſich nicht gräßlich genug ausmalen konnte. Rouſſeau appellirte unaufhörlich an die verwandten Seelen; ſie waren ſeine Vertrauten, ſie ſein Troſt. Ihnen klagte er, wie Paris, der gottloſe verzogene Anti-Emil, mit ſeinem Lehrer umſprang, ihm Fledermäuſe an den Haarbeutel ſteckte, und ihm däniſche Hunde auf den Leib jagte, ſo grimmig, daß Rouſſeau in die Höhe ſpringt, um den Hund unter ſich durchzulaſſen, dabei das Gleichgewicht verliert, ſtürzt, und nur mit dem Verluſt von drei Vorderzähnen und einer allgemeinen Schindung ſeiner Geſichtshaut wieder zum Bewußtſein kommt. Jedes ſchiefe Geſicht einer malitiöſen jungen Frau, die ihn frägt: haben Sie Kinder gehabt, Herr Rouſſeau? Jede Inconſequenz, wie er, deſſen Wahlſpruch hieß: vitam vero impendere, zitternd und lügend

geantwortet: nein! Alle dieſe Leiden und Foltern ſeines Herzens theilte er den gleichgeſtimmten Seelen mit, und Thränenſtröme floſſen von Sympathie, die ſtark genug waren, in Montmorency ſeine Weiden zu bewäſſern.

Sterne dagegen trat nicht ſo ſubjectiv vor die Menge; er lamentirt weniger über die Bosheit, als über das Unglück der Menſchen. Dieſer herrliche Engländer hat, was ihn ſelbſt betrifft, immer guten Muth; nur wenn er zu Andern tritt, gehen ihm die Thränendrüſen auf. Der Mönch, der in Calais bettelt, der Ludwigsritter in Verſailles, welcher Paſteten verkauft, das ſind Situationen=Wellen, welche ſo lange ſein Herz umſpülen, bis er mit allen ſeinen Remiſenabentheuern und Kammerzofenepiſoden in das weiche Bette ſeiner Empfindung fällt, und er eben im Begriff zu lachen, in Thränen ausbricht, die er nicht

mehr dämmen kann. Rouſſeau wirkte auf verwandte, Sterne auf ſchöne Seelen. Jener iſt ſentimental, dieſer humoriſtiſch. Rouſſeau mußte durch die Nachahmung verlieren; Sterne war ſo glücklich Nachahmer zu finden, welche ihn ehrten. Der vortrefflichſte und über ganz Europa ſiegreiche war aber der Vicar von Wakefield. Dieſer Charakter mit ſeiner feinen Selbſt-Ironie und unverwüſtlichen Gutmüthigkeit brachte in Deutſchland eine magiſche Wirkung hervor, und iſt zugleich eines der erſten Bücher, daß auf Göthe's Herzens- und Geiſtesbildung, ſeinem eigenen Berichte nach, von entſcheidendem Einfluſſe war.

Die erſten allgemeinen Tendenzen von welchen ſich unſer Dichter näher berührt fand, ſind nun zunächſt jene ſchon erwähnten naiven, herzlichen und etwas pedantiſchen Beſtrebungen unſerer Nation, die durch Rabener,

Zachariä, und verwandte Geiſter des Tages geſchürt wurden. Ihr harmloſer, wenig überdachter, und aller Welt verſtändlicher Inhalt, lockte die Nachahmung ſo glücklich an, daß Vieles damals nicht gedruckt wurde, was, obſchon aus der Feder von Dilettanten gefloſſen, doch mit den ſchon renommirten Autoritäten des Tages die Vergleichung hätte aushalten können. Aber noch blieb Göthe außer allem Zuſammenhange mit der Oeffentlichkeit. Die Literaturbriefe erregen ihn nicht, und wenn ihm auch Gellert als der vollſtändige Ausdruck alles Tüchtigen erſchien, ſo war dies mehr der Eindruck, den Gellerts Charakter auf ihn machte, der Eindruck einer perſönlichen Würdigkeit, mit allem Rechte vorm Volke zu reden. Wie wenig klar und im Zuſammenhange er ſich ſeines Strebens bewußt war, und wie gering noch auf der andern

Digitized by Google

Seite die Befriedigung ſeines Geiſtes ſein konnte, welche ihm die Tagesordnung anbot, zeigte der ſchlagende Eindruck, den Gleims Kriegslieder, und ſpäter Minna von Barnhelm auf ſeine äſthetiſchen Vorſtellungen machte.

Die Poeſie der damaligen Zeit war erlogen, ihre Anſchauung dem Alterthum entnommen, nicht einmal aus reiner Quelle, ſondern durch Galliſche Vermittelung. Mitten unter dieſe Surrogate der Poeſie warfen Gleim und Leſſing das Erlebniß des Tages hinein, Thaten, die alle ſahen, einen Enthuſiasmus, den alle fühlten, und Zuſtände, die Jeder mit ſeinen eigenen vergleichen konnte. So bekam plötzlich die Literatur eine friſche und natürliche Farbe, ein individuelles dichteriſches Gepräge, gegen welches ſelbſt Klopſtock mit ſeinem zwar belebenden aber doch immer nur

Digitized by Google

erſundenen Intereſſe in den Hintergrund treten muß.

Wie jedoch Göthe damals war, ſo fehlte ihm noch die hinlängliche Reife, um Eindrücke ſo ſchlagender Art zugleich als Epoche machend zu verſtehen und feſtzuhalten, geſchweige gar durch eigene Produktion theilnehmend ſich ihnen anzuſchließen. Die wenigen Anknüpfungspunkte an die Literatur, welche er in Leipzig ſchon gewonnen hatte, gingen ihm in Strasburg wieder verloren. Die weiteren Fortſchritte zu vergleichen, wurde er durch Entfernung und Brodſtudium abgehalten. Sogar das Techniſche in der poetiſchen Kunſt, die innere Maſchinerie in der poetiſchen Wirkung vergaß er ſo ſehr, daß Herder in ihm einen jungen Mann kennen lernte, der ihm nur ein gutmüthiger Leſer zu ſein ſchien, ein unbefangener Intereſſent der Literatur, der ſich

düpiren ließ, und das Schöne mit offenem Munde anſtarrte. Und war dennoch Göthe nicht glücklich, daß ihn die Umſtände aus ſeiner frühzeitigen Produktionsluſt herausriſſen, und ſich ſein Geiſt durch längeres Brachliegen erholte, um die Saatkörner neuer und reifer Ideen deſto beſſer zeitigen zu können? Bei den Meiſten bewährt ſich die traurige Erfahrung, daß ſie in einem Alter lernen, wo ſie kein Urtheil haben; und daß ſie endlich im Beſitze des Urtheils, ſtatt nun erſt zu lernen, dann ſchon zu produziren anfangen.

Das Intereſſe an großen Geiſtern, welches jugendliche Seelen erfüllt, pflegt immer nur einzelne Theile zu treffen, die ſie ſich von einer im Ganzen und Großen ſchwierigen Perſönlichkeit zu ihrer eigenen andächtigen Verarbeitung loszutrennen wagen. Indem ſie bei großen Vorgängern ſich am liebſten in der

Richtung halten, wo ſie deren Athem hören, und das Außerordentliche als etwas Allen, alſo auch ihnen Gemeinſames reduziren können, glauben ſie ſich im Zuge der Vervollkommnung mit deſto glücklicherem Erfolge anzutreffen. Im achtzehnten Jahrhundert fanden ſogar die Tendenzen gar keinen andern Ausdruck als einen perſönlichen, und bilden darin einen vollkommenen Widerſpruch gegen unſere Zeit. Wir, ſchon daran gewöhnt, daß die Schrift im Allgemeinen ihre, die poſitive Macht vertretende und ſchlagende Gewalt verloren hat, und die Tendenzen nach dem Anhang ihrer Bekenner numeriſch abſchätzend, knüpfen unſern Enthuſiasmus ſelten mehr an Individualitäten an. Als Prüfſtein der Tendenz verlangen wir ſogar die Verläugnung der Individualität, und ſind durch mannichfache Erfahrung, und durch Nichts ſo ſehr

als durch Selbſttäuſchung längſt dahin gelangt, an keine Idee zu glauben, die man nicht ebenſo gut eine Thatſache nennen dürfte. Im achtzehnten Jahrhundert aber war der Autor noch Prophet, und ſeine Schrift die Ergänzung eines Evangeliums, das ſich am vollſtändigſten durch ſein Leben ſelbſt auszuſprechen ſchien.

In dieſer Art umfing auch Göthe, was damals an Namen und Intereſſen auf dem Meere der Oeffentlichkeit auftauchte, und durchſchaute bei dieſer Begünſtigung ſeiner Zeit die innern Prozeſſe der tonangebenden Talente. Rouſſeau's Subjektivitäten mögen hier mehr als abſtoßender Pol gewirkt haben; wenigſtens läßt Göthe's ſpätere Zukunft errathen, daß ihm auch ſchon früh eine Lebensanſchauung widerſtehen mußte, die zu krankhaft war, um ſein geſundes Urtheil, und zu

monoton, um ſeine Phantaſie zu befriedigen. Rouſſeau offenbarte Schickſal genug, aber wenig Leben. Seine Empfindung war Einſeitigkeit, und, dupirt an allen Ecken und Enden, mußte zuletzt ſeine Glaubwürdigkeit ſelber wanken. Göthe merkte bald, wo zuletzt dieſe Lamentationen über Verfolgung und Seelenfreundſchaft hinaus kamen, und formte ſich jenes ſichere Urtheil, das im Pater Brey ſcharf genug ausgeſprochen wurde.

Göthe erlag bekanntlich dem Zuge der Sentimentalität, aber ſie mußte einen etwas farbenreichen Hintergrund und im Vordergrunde etwas mehr als nur umarmte und mit Thränen benetzte Bäume haben. Hier eben ging ihm die humoriſtiſche Gruppe des Vicars auf, und verließ ihn während einer ganzen Periode ſeines Lebens nicht. Was er hörte und ſah, wohin er kam, und wo er

beobachtete, überall fühlt' er ſich verſucht, um das theure Bild einen neuen Rahmen zu ziehen. In Seſenheim, in Wetzlar, glaubt' er, durch dortige Zuſtände bezaubert zu werden, ſo ähnlich waren ſie der Dichtung Goldſmith's, um ſo mehr, da Thornhill's Rolle in ſein Inneres manchen finſtern und dämoniſchen Schlagſchatten warf. Werther war der vollendetſte Ausdruck dieſer gefühlvollen Nervenregungen, und ohne es zu wollen, gelang es Göthen, mit dieſer Dichtung die Empfindungen aller ſeiner Zeitgenoſſen zu galvaniſiren.

Aber gleich nach dieſem erſten Triumph erhob ſich Göthe über den Charakter des achtzehnten Jahrhunderts. Eben eine Tendenz geworden, Repräſentant einer Stimmung, die man nach ihm bezeichnete, Fürſt und Herr aller empfindſamen Herzen, flüchtete er ſich von dem ſchnell eroberten Throne, und dul=

dete, obgleich den Ruhm nicht verſchmähend, doch keine Conſequenz des Ruhmes. Mit dem Grundſatze, daß Dichtung Befreiung der Seele iſt, und der Schmerz ſich abkühlt, wenn er hiſtoriſch wird, erhielt ſich Göthe oben auf dem Niveau ſeines Jahrhunderts. Er begann zum Erſtenmale gegen ein Vorurtheil zu kämpfen, und das Vorurtheil ſeiner Zeit war die fortgeſponnene Empfindung, war jenes Einfache und Partikuläre, das man zur Manie erhob, war jene vergötterte Erinnerung, welche die gottvollere Zukunft niederdrückte.

Von dieſer Zeit an, wo Göthe die Dichtung für Abſchließung vorangegangener Verhältniſſe und nur im Sinne von Vergeſſen für Troſt erklärte, kömmt in die Geiſter eine neue Bewegung. Leben wird Bereicherung, Denken wird Erfahrung, Dichten wird jene kluge Maaßregel, wo man durch einen un-

wegſamen Wald Steine ſäet, um auf alle Fälle den Rückzug wieder zu finden. Dies frivole Beſtreben ſollte erſt mit einem Widerſpruche endigen, als die Revolution die Excentricität des Gemüthes überraſchte, und dem egoiſtiſchen aus der Lüge die Wahrheit ſaugenden Genie in die Zügel fiel. Die Revolution frug: Wohin führ' ich dich zurück, du Mittelpunktloſer? Und das Genie hatte ſo wenig für ſeinen Rücken geſorgt, daß es in der Eile keine andere Wohnung wußte, als die Proſa. Alle Empfindungen, die ihr Herz mit der Geſchichte der Zeit parallel ausgebildet hatten, verletzte Göthe am Schluß des Jahrhunderts ſo hart, daß Unbillige niemals wieder mit ihm an eine Ausſöhnung dachten.

Die Herz= und Geiſttendenzen, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Deutſchland beherrſchten, laſſen ſich auf zwe

Erſcheinungen zurückführen, die eben ſo ſehr individuell wie allgemein waren, und durch Lavater und Baſedow am ſchärfſten bezeichnet werden. Beide Richtungen gingen von demſelben Anfange aus und bedienten ſich, um zu ihren Zielen zu gelangen, derſelben Mittel. Rouſſeau's das ganze vorige Jahrhundert ergreifender Einfluß iſt auch hier unverkennbar; nur, daß in Deutſchland ſeine Tendenzen durch den Charakter der Nation ein theologiſches Beigemiſch erhielten, das ihm ſelbſt fremd war.

Lavater iſt ein merkwürdiger Beweis, wie man bei gänzlichem Mangel zureichender Bildung dennoch überzeugen kann, einzig und allein durch die Wahl der richtigen Töne. Lavater überzeugte nicht einmal von ſeinen Intentionen, ſondern nur von ſeiner Perſon. Er hatte ſich mit ſeiner naiven Unbefangen=

heit, mit einer bei aller individuellen Liebenswürdigkeit doch unſtreitig immer ein wenig überläſtigen dreiſten Treuherzigkeit, ſo weit unter die Maſſe gewagt, daß er, ehe man ihm Glauben ſchenkte, zuvor Beweiſe über ſich ſelbſt liefern mußte. Und in dieſem Betracht war Lavater wahrlich ein Wunderthäter! Eine aller Welt klar vor Augen liegende falſche Exegeſe, eine von ihm ſelbſt zugeſtandene Unzulänglichkeit im Wiſſenſchaftlichen; eine unläugbare den freien Geiſt beleidigende Intoleranz, die unverholene Abſicht, eine Sekte, man weiß nicht auf weſſen Namen zu ſtiften — dies Alles unumwunden ausgeſprochen, von Vielen verdächtigt, von Allen widerlegt; und dennoch gerade in den mißlichſten Punkten der ungeheure Fortgang, der hingebendſte Enthuſiasmus. Dieſer Triumph war nur in damaliger Zeit möglich, denn wodurch ſiegte La-

vater? Durch ſeine perſönliche Gegenwart; auch durch ſeine Gegenwart bei dem was er ſchrieb, durch die zuſtrömende, muntere und geſchwätzige Quelle ſeiner Naivetät, durch die Originalität des Irrthums, und die Wunderlichkeit ſeiner Intoleranz. Dazu geſellte ſich das große phyſiognomiſche Kunſtnetz, wo von den fatalſten Karpfen= und Forellenprofilen an jede unbedeutende Viſage als ein Beitrag zu einer das Jahrhundert aus ſeinen Angeln hebenden Wiſſenſchaft angeſehen, und zugleich das Verbündungsintereſſe für die mannichfachen Intentionen des klugen Menſchenfiſchers in Zürich gefangen genommen wurde. Es bildete ſich ein öffentlicher Geheimbund der phyſiognomiſchen Bevorzugung, eine vollſtändige Verſchwörung der ſchönen Seelen, welche Lavater in dem bekannten großen Geſichtsherbarium auftrocknete. Mit hunderterlei Auf=

Digitized by Google

gaben hielt ſich Lavater ſeine Gemeinde zuſammen. Er forderte z. B. jeden Menſchen, d. h. nach ſeinem Syſteme jeden Chriſten auf, ſich hinzuſetzen, den Heiland ſo zu zeichnen, wie er ſich ihn ungefähr vorſtellte, und das Bildniß dann portofrei nach Zürich zu ſchicken. Konnte den damaligen Gemüthsegoismus etwas heftiger anſchüren? Nicht nur, daß ſelbſt die kläglichſte Zeichnung von Lavater hier als ein Meiſterſtück der Herzensoffenbarung angenommen und die ſtille Ueberzeugung genährt wurde, daß zuletzt vor Gottes Thron jeder Pfuſcher ein Raphael wäre; ſondern hier durfte auch der kleinſte unter den Menſchen ſeine Geſichtszüge dem Größeſten unter ihnen unterſchieben. Wie berechnet war dieſe Kokettenrie in einem Zeitalter, wo ſich Jeder, der einen Brief an einen großen Geiſt ſchrieb, und ſich von ihm einen Vers in ſein Stammbuch

herauslockte, für eine der inhaltvollſten Fermaten im Notenſatze der Schöpfung hielt! Die Wirkung Lavater's pflanzte ſich zunächſt fort auf Jakobi, wurde dann durch die Kreiſe der Fürſtin Gallizin unterſtützt, und bereitete in Deutſchland jene prüde, ſelbſtbeſpiegelnde und empfindſame Tendenz vor, von welcher wir noch immer nicht ganz geheilt ſind. Ja man muß ſie als ein Glück anerkennen, wenn ſie den jetzt graſſirenden eben ſo gemüth= wie geiſtloſen Pietismus ein wenig beſchönigt, und ihn hie und da zwingt, wenigſtens eine honnette und ihres Verſtandes nach frohe Geſellſchaft zu bilden.

Göthe weidete ſich an den Perſönlichkeiten, die ſich während dieſes flüſternden Geiſterzuges zuweilen prägnant herausgaben; doch die Tendenz ſelbſt betreffend, zog er es nach ſeinem launigen Gedichte vor, lieber einen

Rheinſalmen zu eſſen, ſelbſt wenn Lavater, der Prophet, in eigener Perſon zugegen iſt.

Und zur Linken ſaß ihm in Coblenz die zweite Halbſcheid des denkenden und fühlenden Deutſchlands, der geſunde, trockene und despotiſche Menſchenverſtand, die neue Pädagogik, der grimme Baſedow.

Nichts iſt ſo ſchreckenerregend, als glühender Enthuſiasmus für nüchterne und formale Begriffe. Baſedow war gewiß heilig durchglüht von ſeiner neuen Erziehungsmiſſion, aber was in Rouſſeau's Emil poetiſche Philoſophie iſt, eine liebenswürdige Allgemeinheit und Wärme, ſelbſt bei den tyranniſchſten Vorſchriften über Selbſtſäugen, Mehlbrei, Fallhüte und Saugbeutel, das kam bei Baſedow immer nur in ſyſtematiſcher und elementariſcher Trockenheit zum Vorſchein. Baſedow's Erziehungsideal war nur Erleichterung des

Unterrichts. Seine Doktrin war Methodik, und das Ziel welches ihm vorſchwebte, wurde allmählig ſtatt des Kindes der Lehrer. Baſe- dow bekämpfte die Illuſionen; das war ſchön; aber er terroriſirte auch die Gefühle. Er riß mit dem wuchernden Unkraute der Phantaſie zugleich die duftende Blume der Poeſie aus. Statt den Humanismus durch den Realismus zu ergänzen, hob er den erſteren auf, und ſetzte den letzteren an deſſen Stelle. Sein Streben um Popularität, Volksunterricht und Aufklärung des Chriſtenthums verdient die An- erkennung jedes Freundes dieſer Tendenzen, doch wurde durch die Einſeitigkeit ſtatt des alten ein neuer Dogmatismus erzeugt. Jede Intoleranz, die uns an einen ſehr weiten Glau- ben ſchmieden will, iſt zuletzt willkommener, als ein Glaube, der überall zu eng iſt, und wo wir kaum mit den Armen in Oeffnungen hin-

Digitized by Google

einkönnen, welche für unſere Beine gemacht ſein wollen.

Die zweite Tendenz hielt der erſten das Gegengewicht, und bildet die andere Anſchauungsweiſe unſerer Nation, die in verſchiedenen Fächern und Zeiten ſich immer wieder erneuernd, noch heute ein wirkſames und als Gegenmittel gegen das andere Extrem ſehr ſchätzenswerthes Recht hat. Göthe, ein Feind der Illuſionen, achtete das Recht immer, und hat ſogar im Anfang ſeiner Laufbahn verſucht, durch eine theologiſche Broſchüre dafür zu arbeiten. Doch die Wiederholung derſelben Zirkel, in welchen ſich alle theologiſchen Parteien bewegt haben und noch bewegen, ermüdete ihn, und er läugnete nicht, daß, während der Prophet der zweiten Richtung ſich an der Wirthstafel in Coblenz gegen einen Tanzmeiſter im Zuſammenhange

ausſprach, er keinen Anſtand genommen hätte, einen gebratenen Hahnen zu verzehren.

Wenn nun ſo die Zweige der laufenden Cultur hinter ihm zuſammenſchlugen, wohin entſchlüpfte da der Harzwanderer? Schon nehmen mancherlei Tendenzen in Religion und Philoſophie ihren rauſchenden Gang. Kant und Jakobi eröffnen ihre Schulen. Die Geiſter erklimmen entweder die ſchwindelnde Höhe einer alle ſinnliche Wahrnehmung überflügelnden Abſtraktion, oder vergraben ſich immer tiefer in die kleinen Ritzen des menſchlichen Herzens, und knüpfen an das Nächſte das Entfernteſte. Wenn nun auch Göthe ſich keiner dieſer Erſcheinungen um ſo weniger entzog, da die Streitenden oft Miene machten, ſeinen Ruhm in ihre Intereſſen zu verwickeln, ſo hielt er ſich doch außerhalb des Kampfes ſelbſt, Wirbel vermeidend, deren aufge-

Digitized by Google

regte Reſultate oft nichts anderes, als Staub waren. Seine Betrachtungen über dieſe Zeitphänomene beſchränkten ſich nur auf Parallelen und Vergleiche, angeſtellt zwiſchen dem Objekt dieſer Kämpfe, der naiven Präſentation deſſelben als einem Problem, und jenen undankbaren Mühen, eine Schaale zu zerbrechen, wo ihm wenigſtens der Kern noch weniger zu gelten ſchien, als die Schaale ſelbſt. Im Fauſt ſprach Göthe dieſe negative Theilnahme an der Philoſophie am lebhafteſten aus. In den beiden Hauptgeſtalten des Gedichtes, Fauſt und Mephiſtopheles, zeichnete er zwei wechſelſeitig ſich aufhebende Richtungen; einerſeits den Drang des Innern der Dinge zu erkennen, und andererſeits das drängende Innere der Dinge ſelbſt, daß im Offenbaren und Aeußeren, in der Erſcheinung ſich zu begreifen ſucht. Kern und Schaale, beide

treibt dieſelbe Neigung. Sie weichen Eine dem Andern, um hier das Offenbare, dort das Verborgene zu ſehen. In allen Erſcheinungen der Natur und Geiſteswelt nur Geſetz und Nothwendigkeit erblickend, unterwarf ſich der Dichter gern den heiligen Schauern derſelben, und opferte ihnen die unruhige Freiheit des Gedankens. Er nahm die Philoſophie und Religion als ein Kunſtwerk, wo die beglückende Wahrheit des Gefunden! doch immer nur Reflex der Individualität iſt, und ließ ſchwerlich ein Syſtem gelten, das für zwei Perſonen eine und dieſelbe Richtſchnur ſein wollte. So fehlte es ihm aber in den höchſten Fragen der Menſchheit niemals an Anknüpfungspunkten, wo er frei von ihrer wirren Debatte, doch auf Menſchen und Dinge die weiſeſten und tiefſten Schlaglichter der Spekulation fallen laſſen konnte. Denn dasjenige überraſcht im=

mer und iſt das geiſtreichſte, was aus der nächſten Umgebung und dem einfachen thatſächlichen Objekte einer ſich ſelbſt überflügelnden transcendenten Unterſuchung durch eine plötzliche neue Wendung den Zuruf der Beſonnenheit giebt.

Ob aber gleich den tumultuariſchen Debatten ſeiner Zeit fern ſtehend, konnte ſich doch Göthe auf der andern Seite nicht entſchließen, nur die rein äſthetiſchen und künſtleriſchen Gleiſe von Klopſtock, Wieland und den Andern auszufahren. So das Eine ſuchend und das Andere vermeidend, das Fremde verachtend, und durch das Eigene gelangweilt, ergriff den Dichter eine unbehagliche Stimmung. Es beſchlich ihn das Gefühl einer Iſolirung, welche auf ſeinen Charakter, ſeine Lebensphiloſophie und ſeine Dichtung entſcheidend einwirkte. Göthe's Maxime war in die-

ſem mißlichen Gefühle immer die alte, die ihm früher ſchon den Schmerz der Liebe geheilt hatte, nämlich ſich in ſich zurückzuziehen. Man nennt es Egoismus, und ſollte es die Verzweiflung nennen, ſich aus der Verzweiflung zu retten. Wenn dieſe Rettung in der Liebe eine Erhaltung iſt, ſo iſt ſie im Leben eine Aufopferung; denn dem Dichter bot ſich alle Welt an, er konnte über Tauſende eine Herrſchaft haben, die er verwarf; er entzog ſich ſeinen Jüngern und Freunden, denn warum gaben ſie ihm den Lorbeerkranz? Wahrlich aus Egoismus nur für das, was ſie an ſich ſelbſt für bekränzenswerth hielten und durch Göthe's Beiſpiel heiligen zu können glaubten. So riß ſich früheres und ſpäteres Leben immer gähnender auseinander. Er fühlte die klaffende Wunde und ſuchte Heilung an der Natur und an zufälligen Stu=

Digitized by Google

dien, an hunderterlei Abwechſelungen, in welche er ſich ſtürzte, um das Steuerruder ſeiner ſelbſt nicht zu verlieren. Er verlor es nicht, aber eine große Veränderung war mit ihm vorgegangen.

Sie recht ſchlagend zu charakteriſiren, ſtelle man ihr nur die Vergangenheit gegenüber! In dieſer Beziehung ſind uns Göthe's eigene Berichte, namentlich über das Wiederſehen alter Freunde von vieler Aufklärung. Der Dichter hatte der Sache kein Hehl und war feſt überzeugt, daß das beſſere Licht auf den Neugewordenen falle, und die Altgebliebenen in den Schatten ſtelle. Der Widerſpruch beider Perioden zeigte ſich recht ſchreiend, und unſer Herz verwundend, namentlich in den Begegniſſen der Rheinreiſe vom Jahr 1792. Freilich konnte die üble Stimmung der entſchiedeneren Charaktere durch die unbehagliche,

alle Gefühle verletzende Zeit entſchuldigt wer=
den; allein es waren perſönliche und auf in=
neren Ueberzeugungen beruhende Divergenzen,
welche plötzlich in Göthe's Verhältniſſen, das
früher Gleichartigſte in diametrale Gegenſätze
auseinander geſprengt hatten. Vor zwanzig
Jahren, mit welchen Gemüthsſtimmungen
hatte Göthe damals den Rhein beſucht; wie
gewann er damals die Gemüther, als ihm
die friſcheſten Balladen im Herzen ſchlugen,
und er ſie in Coblenz und Pempelfort aus
ſeiner Schreibtafel vor den Freunden ſelbſt
recitirte! Damals blickten aus ſeinem Auge
Melancholie und Sehnſucht, und milderten
jeden Auswuchs der Originalität, den man
einem ſo ſanft bewegenden Meiſter leicht ver=
gab. Dies Alles war hin! Italien hatte
dem unbeſtimmten Gefühlsdrange des Jüng=
lings den vollſten Becher gereicht und ihn zu=

rückgeführt von falſchen, nun an der Quelle berichtigten Vorſtellungen, von den zahlloſen Allgemeinheiten des Idealismus auf Wahrheit, Erfahrung, auf die ſichtlichen Schranken des Unſichtbaren, auf die Kunſt, als eine Harmonie von Geſetzen. So entwickelte ſich der Mann und gewann ſeiner Jugend gegenüber eine Stellung, die nicht durchaus ohne ſanfte Erregung des ſtillen Buſens, nicht ohne weiche Stimmung des Herzens blieb, die ihm aber die Garantie einer Zukunft geben mußte, die das Leben und die Neigung und jedes Gefühl beherrſchte, das in uns auf und fortwuchernd uns um das Leben ſelbſt betrügen könnte.

In dieſer Metamorphoſe trat er in die alten Kreiſe bei Jakobi und der Gallizin, wo man die vorgegangene Veränderung wohl vernommen, ſich aber gern von einem falſchen

Gerücht überredet, und in dem alten Freunde ſich ſelbſt wiedergefunden hätte. Man drückt ihm Iphigenien in die Hand. Er lieſ't, und giebt ſie ſogleich zurück, wie etwas das ihm fremd geworden. Die Guten haben keinen Lebenstakt. Sie bringen Oedipus auf Kolonos. — es iſt unmöglich, Göthe kann nur hundert Verſe leſen. Hier fühlte nun der Veränderte recht tief, wie die alte Zeit kokett geweſen, wie man gern ſeine Empfindung zur Schau trug und ſich ſogar im Guten und Edeln, man möchte ſagen, durch optiſche Vorrichtungen zu täuſchen ſuchte. Göthe ſtellte ſeine eigene Gegenwart ziemlich ſchroff hin, was er dachte und was ihn intereſſirte, beſonders die praktiſche Naturbetrachtung. Aber was ſollten Kreiſe dazu ſagen, wo man gewohnt war, das allgemeine Flimmern der Dinge und die Nebelhaftigkeit der

Begriffe für hereinragendes Geiſterleben zu halten; wo man ſich ſogar darauf vorbereitete, von der Natur einſt zu behaupten, daß ſie die Gottheit ſtatt zu entſchleiern, verhülle? Hier mußte Göthe mit ſeiner Urpolarität aller Weſen, welche die unendliche Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen durchdringe und belebe, mit ſeinem Vitalprinzip der Materie als ein Gotteslåſterer erſcheinen. Alle ferneren Berührungen waren für jeden Theil verletzend, und mußten mit Seufzern enden, daß ſich dasjenige, was ſich achtete, nun länger nicht mehr lieben konnte.

In Münſter glaubte Göthe beſſer daran zu thun, daß er ſich zurückhielt, doch verdarb er es dadurch nur noch mehr. Denn nun glaubte man, daß hinter ſeiner Beſchränkung und der Centrifugalität ſeines Geſpräches ſich eine Geſinnung verſtecke, die zu fürchten wäre.

Digitized by Google

Göthe's Anſichten wurden, noch ehe er ſie ausſprach, aus einem allgemeinen Geſichts= punkte, von welchem aus man ihn nur noch gelten laſſen wollte, präoccupirt, und wenn er, erſtaunt darüber, die beliebige Vorausnahme ſeines Urtheils nicht unterſchreiben wollte, ſo verwirrte dies das Verhältniß nur noch mehr und endete mit einem Mißtrauen, das den Einen verletzte und die Anderen beſchämte. Man mußte ſich ſelber Prüfungen auflegen, ob man dem Veränderten noch trauen dürfe, ſo gemiſcht waren die Empfindungen aus Un= gleichartigkeit, Abſtoßung, und einem nichts deſto weniger unverwüſtlichen, wechſelſeitigen Intereſſe. Um ſich ſelbſt zu achten, mußte Göthe dieſen Kreiſen auf immer entſagen.

Keine Lebensphiloſophie iſt Syſtem. Sie iſt immer nur Maxime, eine einzelne, durch Berechnung aller Umſtände und aller Recipro=

citäten in beſtimmten Fällen genommene Maaß=regel, unmittelbare Eingebung eines oft na=türlichen, oft von der Erfahrung gelernten Taktes. So kann auch, wollte man die Grundzüge der Göthiſchen Lebensphiloſophie geben, ihre Darſtellung nur fragmentariſch ſein, und muß ſich auf gewiſſe einzelne Thatſachen beſchränken. Jeder Maler hat nach langer Uebung und Abſtraktion von Erfolgen, die mehr oder minder glücklich waren, einige ſichere Handgriffe ſich erobert, die ſich nicht einmal überliefern, weil ſie ſich kaum in beſtimm=ten Worten ausdrücken laſſen. Denn es iſt das Meiſte von dieſen Erleichterungen eine indi=viduelle Erfahrung, eine Berechnung, die nur für das Auge und die Hand gerade dieſes Künſtlers und keines andern paſſen würde. Wo der Landſchaftsmaler ſeine Geſichtspunkte aufſteckt, welch' eine Richtung der Portrait=

maler dem Profil des Sitzenden giebt, das ſind keine traditionellen Begriffe, ſondern Maximen, die eben ſo ſehr auf Gewohnheit, wie Eingebung des Augenblickes beruhen.

Wenn nun hier in Betreff Göthe's einiges von dem, was doch ohne Ausdruck zu ſein ſcheint, hervorgehoben werden ſoll, ſo geſchieht es weit weniger, um die Tiefen eines weiſen Verſtandes zu erſchöpfen, als um hie und da etwas anzudeuten, das ebenſo ſehr in der Zeit wie im Individuum liegt, und den Genius des Jahrhunderts erklären hilft.

Auch das Genie nivellirt. Denn die Form, deren es ſich bedienen muß, drückt es immer etwas zur Maſſe herunter, während der Inhalt, den es verarbeitet, natürlich die Maſſe ebenſo weit wieder hinauf hebt. Der Autor und die Menge begegnen ſich in guten Jahren, wo die Literatur gedeiht, ſo, daß die

Menge den Autor aufſucht; in mittleren, daß ſie ſich auf halbem Wege entgegenkommen; in magern Jahren, wie in den jetzigen unter uns, daß der Autor der Menge ſchmeichelt, und ſie durch hundert Vorſpiegelungen, von denen die ſogenannte nationale und zeitgemäße Literatur nicht die geringſte iſt, zu gewinnen ſucht. Nichts deſto weniger kann es zu keiner Zeit an wechſelſeitigen Akkomodationen fehlen, denn ſchon der Enthuſiasmus des Beifalls iſt es, der die Sprödigkeit des Genius bindet und depotenzirt.

An dieſer Stelle begann Göthe's Leiden. Er verachtete die Konſequenzen des Ruhmes. Sie ſind läſtig; keine Huldigung wird ohne Intereſſe dargebracht. Iſt nicht das ſchon ein Intereſſe, daß an dem Bewunderer die Fähigkeit, das Außerordentliche anzuerkennen, ebenfalls anerkannt werde? Will nicht jede

dargebrachte Liebe, wenn nicht Erwiederung, doch Werthſchätzung eintauſchen, und iſt es darum nicht oft ein größeres Glück, verkannt zu werden, als, begriffen und geprieſen, vor keiner Zumuthung mehr ſicher zu ſein? Jeder Ausbruch der Bewunderung fügt zu dem Stolze, den der Gegenſtand derſelben empfinden muß, einen ſchmerzlichen Dorn hinzu. In guten und beſcheidenen Seelen iſt ſchon die Anbetung eine Pein; eine wehmüthige Rührung möchte gern alles Rühmliche ungeſchehen machen, und ſich der Vergleichung entziehen, welche zwiſchen der Aufgabe und der Leiſtung angeſtellt wird; zwiſchen dem, was man einmal konnte, und was man nun immer wird können müſſen. Stärkere Gemüther trauen ſich zwar zu, daß ſie ſich ſelber niemals abhanden kommen werden, aber ſie werden erſtaunen, daß der Enthuſiasmus über ſie mehr

im Klaren ſein will, als ſie es ſelbſt ſind. Der Unmuth hierüber wird ſie veranlaſſen, ihren zweiten Schritt niemals nach der Richtung hinzunehmen, wo der erſte Schritt ſchon den Schatten als Contur des zweiten hinzuwerfen ſchien.

Bei dieſem enthuſiaſtiſchen Andrange der Verehrer war Göthe beſorgt, ſich immer zuerſt in Sicherheit zu bringen. Man wird zerriſſen von dem andringenden Volk, ſie treten mir auf die Schuhe und beſchmutzen mir die Kleider. Die Menge, die ihr Phantom anbetete, erſchrak bald, nur einen Stellvertreter deſſen zu finden, was ſie erwartete. Göthe, der die Erſprießlichkeit dieſes Verhaltens merkte, trug deſſen Beobachtung ſogar auf die Idee ſelbſt über. Alle ſeine Spekulation war Empirie; Göthe beſaß keine Dialektik; denn Dialektik iſt diejenige Kunſt, ſich in die Spekula-

tion mit mehr oder weniger Individualität zu verlieren, und aus dieſem Mehr oder Weniger, aus dieſer kürzern oder längern Perſpektive des Auges, aus dieſer Wendung nach rechts oder links hin von einem einzigen Gedanken, alle nur möglichen Reſultate, Nüancen und ſtyliſtiſchen Schönheitsformen zu gewinnen. Zur Dialektik hatte Göthe nicht Wagniß genug; er riskirte ſich ſelbſt nicht; er war Naturforſcher, und hielt deshalb immer ſeinen Athem an, um an dem Experimente, das ſich vor ihm entwickelte, nicht zu zerſtören, oder die Magnetnadel auch nur zur leiſeſten Abweichung zu bringen. Man verſtehe recht! Ich ſpreche nur vom Akt des Nachdenkens und Forſchens. Der Moment des Abſchluſſes war bei Göthe immer durch alle ſeine perſönlichen Energien integrirt. Der Moment des Göthiſchen Abſchluſſes erzeugte

in der Wiſſenſchaft das Dogma, und in der Kunſt jene lebenvolle Schönheit, die mit warmen und geſunden Pulſen durch die ſtrahlendſten Gebilde des Dichters fließt.

Das Zweite lag ſchon näher; nämlich den Cultus und die Ceremonie zu verachten für Alles, was entweder mit dem Anſpruche der Wahrheit auftrat, oder in der That als ſolche anerkannt wurde.

Das Symbol ſetzt die Gemeinde voraus, und die Gemeinde eine Unterordnung der Individualität. Die meiſten Denker, welche aus der Wahrheit ein Geſchäft machen, laſſen ſich wohl ein Patent darüber ausſtellen, und werden nicht nur Geſetzgeber, ſondern auch gern Geſetzvollſtrecker. Die beiden Rollen, Gottheit und Apoſtel, ſind faſt immer in der Geſchichte verwechſelt worden. Man entdeckt eine Offenbarung, macht ſich aber ſogleich zu

ihrem Propheten, wohl gar zu ihrem Gegen=
genſtande. Bei allen ſchwachen Perſonen er=
ſcheint die Wahrheit immer nur unter der
Form der Ueberzeugung, und nichts entwickelt
ſich dann ſchneller, als der Fanatismus der
Ueberzeugung. Wie wenig Denker gab es,
die ihre Reſultate der Welt preis gaben und
ſie von Detailliſten verarbeiten ließen, wäh=
rend ſie ihre Bahn weiter klommen? Sie
glauben Alle, daß die Wahrheit eines Dien=
ſtes bedürfe, da es doch die Wahrheit iſt,
welche frei macht. Sie mußten ſogleich Er=
kennungszeichen geben und Stimmen ſam=
meln auf Thatſachen, die oft darum die un=
begründetſten ſind, weil ſie die Majorität für
ſich haben. Beſonders wird das achtzehnte
Jahrhundert durch dieſe Erſcheinungen bezeich=
net. Herrliche Genien, die ſich in ſchäumen=
der Cascade von den Felſen ſtürzten, und an

der Sonne damaliger Denk- und Preßfreiheit ein ſtrahlendes Beiſpiel gaben, fing irgend ein Vorſprung wie eine Kanzel auf, hemmte den majeſtätiſchen Fall, und lenkte die brauſende Waſſermaſſe auf Fluren und Triften, glatt und eben in die glatte Ebene.

Dieſer vernichtenden Hingebung ſuchte Göthe auf hundert Wegen zu entſchlüpfen. Er ließ ſich durch keine Zeichen in Verwirrung bringen, er beobachtete niemals jenen Cultus, der den Autoren eigen iſt, daß ſie hier und da in ihre Lebensbücher gern Ohren einknicken, um auf die poetiſche Beſchränktheit vergangener Zuſtände zurücklauſchen zu können, und in ſich ſelbſt ſich ſelbſt nicht zu vergeſſen. Göthe kannte die Wahrheit nur als Naturprodukt, als ein organiſches Phänomen, das auf eigenen Füßen ſteht und einen innern, es genugſam beſtimmenden Kern ent-

hält. Das Organiſche folgt einem eingebornen Zuge, und ſchließt ſich aus Inſtinkt dem Verwandten an. Wozu alſo die Haſt, daß ſich die Menſchen für neue Entdeckungen als Vorſpann brauchen laſſen? wozu überhaupt der Tumult, der ſich an neue Schöpfungen herandrängt, und mit einer wenig für unſere Culturreife ſprechenden Einſeitigkeit gleich mit allen Gefäßen des Hauſes gelaufen kömmt, um auszuſchöpfen und einzuſammeln? Man wird dieſe Richtung an Göthe ſeine Spontaneität nennen. —

Göthe's Empirie war egoiſtiſch, aber er kämpfte für einen Egoismus, den man menſchenfreundlich genug ſein muß, Allen zu wünſchen, nämlich den Egoismus der Geſundheit.

Es wäre eine Aufgabe, die ein geiſtreicher Arzt noch zu löſen hätte, den Antheil zu be-

ſtimmen, welchen an der allmähligen Entwickelung des Geſchichts- und Menſchheitszweckes das Befinden des Körpers und der Seele hat. Man ſollte gründlich nachweiſen, wie viel Wahnſinn auf Rechnung der hiſtoriſchen Wahrheiten kömmt, wie viel phyſiſches Wohlbefinden die Menſchheit abtreten mußte, um eine Bereicherung ihrer Kenntniſſe und geiſtigen Beſitzthümer dagegen einzutauſchen. Eine Geſchichte vom mediziniſchen Standpunkte müßte eine der größten Erweiterungen unſeres Selbſterkenntniſſes ſein. Man brauchte nicht ſoweit zu gehen, wie der Hypochondriſt von Genf, welcher dieſelben Wiſſenſchaften für eine Vergiftung der Geſellſchaft erklärte, welche ihm doch dazu dienten, dieſen kühnen Satz mit ſo glänzender Wahrſcheinlichkeit zu vertheidigen; aber wer kann ſich die Sturm- und Drangperiode, namentlich die romantiſche

Schule ohne gewiſſe Uebel denken, die eine wechſelſeitige Bedingung von Leib und Seele herbeiführten? Göthe erlebte die verheerendſten Beiſpiele outrirender Genialität. Wie lange ſiechte und fieberte er nicht ſelbſt an ſeinem Idealismus! Noch während der erſten Weimarer Epoche ſchrieb Wieland an einen Freund, daß er Göthe's Ruhm nicht um den Preis ſeiner Körper-Leiden erkaufen möge. Die Erfahrung allein heilte hier vielleicht nicht, aber ſie wurde Präſervativ. Von jenen Aufwallungen, die das im Geiſte Neue, auch in den Nerven und Adern hervorbringt, ſuchte ſich Göthe allmählig zu befreien. Keine Ideenaſſociation durfte auf ihn eindringen, ohne vorher Quarantaine zu halten. Nach jeder Durchwühlung fremder Begriffsamalgame wechſelte er die Kleider und zog die alten nicht wieder an, bis ſie von der Gleichgül-

Digitized by Google

tigkeit durchgeſchwefelt waren. Ja wenn man ſieht, daß Göthe gewiſſen Tendenzen, z. B. manchen romantiſchen, wo er nur konnte, aus dem Wege ging, ſo muß man glauben, daß er von ihnen eine unmittelbare Anſteckung fürchtete. Und ich würde mich ſehr irren, wenn Göthe nicht irgendwo geäußert hat, man könne den Geiſt eines Buches ſchon an deſſen Geruch erkennen.

Göthe nahm an Allem Theil, wies unbedingt auch nur wenig von ſich zurück; doch wenn er Gegenſtände der Philoſophie, Religion und Geſchichte verhandelte, ſo mußte er ſie vorher erſt in ſeine eigene Sprache überſetzen. Ich glaube ſogar, daß Göthe ſchwer begriff, und zeitlebens eine, von ihm wenigſtens für ſeine Jugend eingeſtandene Unbeholfenheit beibehielt, wenn es ſich um Dinge handelte, die eine unmittelbare Einwirkung in

Anſpruch nahmen. Göthe's dogmatiſchen, theſtiſchen und objektiven Prinzipien machten aus ihm einen ebenſo großen Dichter und Künſtler, wie im Uebrigen einen unzulänglichen Dialektiker. In der Debatte entfernte ſich Göthe niemals vom Ziele, und ſtellte immer Sätze auf, und verlangte von ſeinem Gegenüber ſolche dagegen, die ſogleich die objektive Nagelprobe beſtehen konnten. Mit Theſen, Ober- und Unterſätzen, Verwickelungen, Flankenbewegungen und Zirkelmanövers ſich weit über die Gegenſtände hinaus zu wagen, war ſeine Sache nicht. Frau von Staël mit ihren bizarren Plänkeleien und luſtigen Wortgefechten, mit Debatten, die ſie nur der Rede wegen begann, und die doch der Rede nicht werth waren, machte ihm große Noth; er brach das Geſpräch ab und wies ihr nicht ohne deutlichen Fingerzeig die Thür. Wenn

ſich Göthe auf ſich ſelbſt verließ, ſo ſag' ich nicht (wie kann es dies ſein!), daß es Unvermögen war. Einem Freidenker, der die Schule verachtete, blieb wahrlich nichts Beſſeres übrig in einer Zeit, wo der Thurmbau der Syſteme mit einer ſo totalen Sprachverwirrung endete, daß bei Fichte dasjenige Steine waren, was man bei Jakobi Kalk nannte. Hier mußte man kämpfen, ſeinen eigenen Sprachſchatz nicht zu verlieren, und ſich drängen, die prahleriſchen Aſſignate der Philoſophie, in die kleine, aber klingende Münze des geſunden Menſchenverſtandes zu vertauſchen.

Das Prinzip der *Aneignung* beſtimmte Göthen auch nichts *über* oder *neben* ſich als menſchlich anzuerkennen, was nicht zugleich *in* ihm wäre. Göthe war mit ſeinem Individuum haushälteriſch. Er ſpaltete es nicht, verſchleuderte es nicht, er hielt alle Zü-

Digitized by Google

gel ſtraff gezogen, und verlor ſich als Ganzes in keinem ſeiner Theile. Das Endziel dieſer Maxime war der Beſitz, und das Mittel dazu die Verjüngung. Was ich mein nenne, macht mir nur eine Sorge, nämlich es zu bewahren. Dieſe iſt äußerlich und abſorbirt das Gemüth nicht ſo heftig, wie das erſte Beſtreben, es mir anzueignen. Alle Sehnſucht löſt den Verband der geiſtigen Theile im Individuum auf, und treibt ſie nach einem einſeitigen Abhange hin. Göthe, innerlich etwas zu verlieren fürchtend, ſuchte ſich dadurch zu ſchützen, daß er äußerlich Alles zu beſitzen trachtete. Wenn er ſich das Entlegenſte nicht verweigern und die Unerreichbarkeit deſſelben nicht dulden konnte, ſo wollte er, daß er da, wo ſich ihm die Künſtlerſchaft verweigerte, doch wenigſtens Liebhaber wäre. Denn erſt der Liebhaber, der ſei-

Digitized by Google

nen Wünſchen nichts verſagt, kann das Idealiſche genießen, weil es ſeine Natur iſt, es ſogleich, wenn nicht innerlich, doch äußerlich anzukaufen. Göthe hat naiv eingeſtanden, daß ihn Kunſtwerke erſt beruhigen, wenn ſie ſein Eigenthum ſind. Man zürne nicht! Man ſage nicht, daß ſich mit dem Eigenthum die Luſt zufrieden gegeben, und die bewundernde Sehnſucht abgeſchloſſen hätte! Er konnte oft nur Kopien, Abdrücke und Paſten bekommen, und mußte ſich noch immer darüber erwärmen, daß zwiſchen dem Original und der Nachahmung eine unendliche Kluft lag, die er nicht auszufüllen vermochte.

Eine neue ſehr ungeſchlachte und banauſiſche Darſtellung der Göthiſchen Dicht- und Denkweiſe wirft ihr vor, daß ſie vom Straßburger Münſter ſich eine Scheinkapelle wünſchte. Nur bornirte Leidenſchaftlichkeit konnte aus

dem harmloſen Wunſche ein Verbrechen ma= chen. Wäre jene Kritik im Stande, mit ei= ner ſich ſelbſt beherrſchenden Prüfung fremde Individualitäten und Charaktere im Zuſam= menhange zu erfaſſen, wäre ſie nicht überall, wo die Leidenſchaft durch Gründe entſchuldigt oder unterſtützt werden mußte, die Eingebung des oberflächlichſten Dilettantismus; ſo würde ſie ſich jenen Wunſch aus dem künſtleriſchen Prinzipe Göthe's haben erklären können. Dem Straßburger Münſter hat ſich Göthe immer mit heiliger Andacht hingegeben, doch wußte er, daß es nie ſchönere Verehrung dieſes Wun= derwerkes wäre, das Genie ſeines Erbauers von Sims zu Sims zu verfolgen, als ſeine naſſe patriotiſche Phraſenwäſche zum Trocknen an die Spitzthürmchen aufzuhängen. Göthe wollte das Erhabene nicht nur fühlen, ſon= dern auch verſtehen. Darum verjüngte er das

Große, und modelte das Ungeſtalte um. Die Welt in ihrer Größe würde bald unſer Herz zerſprengen. Man braucht die Peripherie nicht, wenn man nur den Durchmeſſer hat.

So ſteht denn Göthe mit dieſem glänzenden Harniſch, deſſen Schuppen und Schienen wir aus Thon flüchtig nachzuformen ſuchten, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gerüſtet da. Doch wühlt' in ſeiner Bruſt, trotz aller Philoſophie und Reſignation ein herber und innerer Schmerz, ein gemüthliches Unbehagen, für welches er nur feindſelige polemiſche und wenig überlegte Worte finden konnte. Ach, man dämmt gegen das Uebel mit Schutt und Trümmern jeder Art den Weg, man ſchließt ſich in das Bannat der Verachtung ein, und wagt ſogar zuweilen einige Ausfälle gegen die belagernde Macht; aber vergebens! Aus dieſem Herzen floh der

Friede, aus dieſem Gedächtniſſe wichen die ſchattigen Ruheplätze; der Tag ſteht mit drohenden Worten vor der Thür, und pocht trotzig auf einen Einlaß, der nicht mehr zurückzuweiſen iſt. Das Ungewitter mag noch einmal verziehen! Man werfe ſich irgend einer zerſtreuenden Beſchäftigung in den Arm, man läugne die Gefahr weg, da man ſie nicht ſieht! was hilft's? du verlierſt den Zuſammenhang, und die Gunſt einer weiſe angeſtellten Berechnung. Da du den Strom noch in weiter Ferne rauſchen hörteſt, iſt er ſchon unter deinen Füßen, und du treibſt hülflos auf ſtürmiſchen Wogen, wo man, wie Göthe als Botaniker, ſich mit Grashalmen zu retten ſucht.

Mit entſetzlicher Anſtrengung hatte Göthe gegen das Unbehagen, das aus der Zeit kam, gekämpft. Er hatte ſich ſelbſt geopfert,

um des bittern Schmerzes ledig zu werden. Denn jene Lebensphiloſophie, die hier einen ganzen Menſchen revolutionirte, was iſt ſie anders als eine rührende Trennung des Mannes vom Jüngling, der Zukunft von ſüßer Erinnerung, des Kopfes vom Herzen? Göthe empfand dieſe Rührung nicht, weil er ein Charakter war; aber wohl den Schmerz. Seine Berechnungen mißglücken, alles um ihn her zuckt mit Nadelſpitzen auf ſeine Nerven, und ſelbſt das alte Mittel, durch Produktionen ſich zu retten, ſchlägt fehl. Großkophtha, Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Ausgewanderten, Herrmann und Dorothee, ſchleuderte er aus ſeinem Schiffe, um es oben zu erhalten. Aber die Zeitgenoſſen verziehen keine Miene. Neue Waffen, die Natur. Es iſt zu ſpät, die Geſchichte ſchlägt ihn zurück, und ein Geiſt, der ſeinem Jahrhundert vorangeeilt war, muß noch

dem letzten Decennium deſſelben unterliegen. Die Thatſache zerreißt das philoſophiſche Gebälk, auf dem er ſteht. Der ſchwankende Tritt taſtet keinen Boden mehr, und man muß auf Augenblicke ſehen, wie die Wellen der Vergeſſenheit über Göthe's Haupte zuſammenſchlagen.

Digitized by Google

IV.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Zeit hat ihre Lieblinge. In ihren weitbauſchigen Mantel hüllt ſie die Auserwählten ihrer Gunſt, trägt ſie über die Fluthen der Begebenheiten, ſetzt ſie in ſichern Gegenden auf's Trockne, und holt ſie wieder, wenn der Sturm verzogen iſt, und man im Schooße des Glückes ſich wieder betten kann.

Göthe hatte ſich einer ſolchen Pflege und Wartung des Schickſals nicht zu erfreuen. In den Tagen der Ruhe hatte er unterlaſſen, ſich die Zeit zum Freunde zu machen. Statt den ſtolzen Nacken zu ihr emporzuheben, vermied er und beleidigte ſie; er hatte es für

Digitized by Google

größer gehalten, den Umſtänden zu trotzen, als für die Zukunft ſich bei ihnen einzuſchmeicheln.

Wüßten wir nicht, daß das 19te Jahrhundert um ſo viel poetiſcher iſt, als das 18te proſaiſch war, ſo würden wir nicht begreifen, wie in ſo kurzer Zeit ſich alle Geſichtspunkte der Literatur umwerfen konnten. Früher hielt man es für genialiſch, der Zeit auf den Fuß zu treten, ihr den Sand aus dem Stundenglaſe zu verſchütten, ſie zu ignoriren im gelindeſten Falle; jetzt dagegen wird für die Weihe des Genies gehalten, die Freundſchaft der Zeit beſitzen, ihr Jünger, Vertrauter, ihr Herold und Apoſtel ſein. Göthe hatte ſowohl für ſeine Beurtheilung, wie für den ganzen Charakter ſeiner Poeſie das Unglück, unter dieſem Wendepunkte zu leben, und von Ereigniſſen in einem Kreiſe herumgedreht zu

werden, wo man nicht mehr weiß, ob im Januskopfe das jugendliche Angeſicht der Zukunft, oder das Profil des Greiſen der Vergangenheit angehört. Wo iſt der Herrſcher oder Sklave? Gehorchteſt oder befahlſt du?

Aus den hiſtoriſchen Widerſprüchen, in welche auf jenem Wendepunkte die ausgezeichnetſten Befähigungen in der deutſchen Geiſteswelt verſtrickt wurden, ſchreibt ſich der unbehagliche Eindruck her, den noch heute die deutſche Literaturbetrachtung erzeugt. Wenn wir ſelbſt an den glänzendſten Entfaltungen deutſcher Wiſſenſchaftsbeſtrebungen niemals eine recht lachende, nationale Augenweide gehabt haben, wenn uns noch immer die Zwieſpältigkeit der Meinungen überall anfällt, wenn die Luſt an dem Einen durch die gehäſſige Polemik des Andern vergällt wird, und zuletzt die Nation von den Ideen ſelbſt zwar

ſehr viel Ehre, aber ſehr wenig Vortheil zieht; ſo iſt es, weil ſich unſere glorreichſten Beſtrebungen gewöhnlich in dem Charakter der Zeit irrten, und von einer Maſſe, die ſie kalt von ſich wies, eine mit den Umſtänden disharmonirende Hingebung verlangten. Jene ſchreiende Diſſonanz, als die Kunſt und die Geſchichte ſo feindſelig zuſammentrafen, verwirrte zuerſt die Kunſt ſelbſt, erzeugte jene Haarſpaltungen der äſthetiſchen Tendenzen und künſtleriſchen Theoreme, welche beſonders in Göthe's und Schiller's Briefwechſel ſich in einem fortwährenden Zirkel bewegen, lähmte darauf die ſchöpferiſche Produktivität unſeres größten Dichters, der in einer ſo unruhigen Zeit, um nicht mit fortgerafft zu werden, ſich entſchließen mußte, ſich in ſich zurückzuziehen und in ſich den Dichter nur zu einem Theile des Menſchen zu machen. Noch immer hallt

dieſe Diſſonanz in unſerm Zuſtänden fort, und es wird lange währen, ehe wir aus dieſen widerſprechenden Thatſachen ſowohl die richtigen Urtheile, wie die weiſeren Entſchlüſſe gezogen haben.

Man ſpricht immer von der großen Geſchichte, von dem großen Jahrhundert, von der Dichterin Zeit, die Alles überflügelt. Aber wie wenig die Literaturen auf den Umſchwung der nationalen und äſthetiſchen Begriffe vorbereitet waren, wird man am paſſendſten aus einer Vergleichung erkennen, die noch nicht angeſtellt worden iſt. Was hat Frankreich durch ſeine großartige Geſchichte wohl für ſeine Literatur gewonnen? Unſere Rigoriſten wollen, daß uns die Schmach hätte begeiſtern ſollen; in Frankreich, ſollte man denken, hatte der Ruhm vor der Schmach ſogar noch einige Schritte voraus. Der Ruhm konnte

Digitized by Google

ohne viel Ueberlegung zum Griff in die Leier ſchnell begeiſtert ſein. Wo ſind aber in Frankreich dieſe großartigen Schöpfungen einer in der Zeit ſiegestrunkenen Phantaſie? Wo ſind die ingrimmigen Lieder des Sängers, der mit republikaniſchen Reimen gegen die epiſchen Stanzen der Napoleoniſchen Monarchie gekämpft hätte? Was ließ ſelbſt die Revolution außer André Chenier zurück?

In Frankreich bringt der gleichzeitige Ruhm folgende Verſe des Herrn Aliſſan de Chazet hervor:

Napoléon, de ton image
Louise a reçu l'heureux don;
Puisse tu, par un autre gage,
Chez nous éterniser ton nom!

Herr Delrieu ſang:

Je veux que désormais la France et l'Ausonie
Dans le *nouvel Alcide* admirent ton génie;
Adorent tes vertus;

En dépit d'Albion, que l'univers respire!
Pour toi, pour tes neveux j'éternise l'empire
De *Trajan*, de *Titus!*

Und bei Gelegenheit der Vermählung des Kaiſers mit Marie Louiſen ſchmeichelte Herr Deſaugiers:

Viens t'en, Fanchon, viens t'en vite aux Tuil'ries!
L'concert commence et j'úy somm' pas encor.
Ah! pour chanter *leurs Majestés chéries*
Coeurs, instrumens, tout est bientôt d'accord.

Man wird ſagen, Herr Aliſſan de Chazet, Herr Delrieu und Herr Deſaugiers waren keine großen Geiſter; aber die Herren Fontanes, Jay, Jouy u. A. galten dafür. Wie verlegen und unbeholfen iſt ſelbſt Chateaubriand der damaligen Zeit gegenüber, wo er, der nie einen Charakter gehabt hat, dennoch der einzige Charakter war, und überdies noch von einer Frau übertroffen wurde, der Staël! Man täuſche ſich nicht; die Einſichten über

das Verhältniß der Kunſt zum Leben kamen viel ſpäter.

Deutſchland beſaß freilich weit glänzendere Mittel als Frankreich, um die allgemeinen Ideen und Thatſachen der Wirklichkeit auszuſprechen; allein um das Einzelne zu faſſen, fehlte es bei uns an der Erfreulichkeit und Entfernung deſſelben, um das Allgemeine, an einer überſichtlichen Abrundung, welche die ſich damals dramatiſch drängenden Ereigniſſe erſt ſpäter erhielten, als ſie epiſch hinter dem Momente lagen. Die beiden Jahrhunderte lagen noch in ihren Widerſprüchen ſo wenig grell vor aller Augen, daß ſowohl in Frankreich wie in Deutſchland ſich die Zeitpoeſie der alten herkömmlichen Formen bediente, und um neue Dinge einſtweilen noch immer abgetragene Gewänder ſchlug, Frankreich die mythologiſche Garderobe des Parnaß, Göthe

ſeine Promethaſtereien im Epimenides. Kurz dasjenige, was man die neue Poeſie nennen kann, die Schule Byrons, die franzöſiſche Romantik mit ihrem Odenſchwung, nebſt deutſchen Beſtrebungen; dieſe Revolution der äſthetiſchen Begriffe und Ideale, beginnt erſt mit dem Tode Napoleons. Denn mit dieſem Augenblick wurde in die laufende Geſchichtſchreibung die poetiſche Gerechtigkeit eingeführt.

Ueberdies hat Deutſchland eine auſſerordentliche Erſcheinung erlebt. Wenig Zeiten waren von künſtleriſchen Intereſſen ſo ſehr eingenommen, wie gerade die hiſtoriſch aufgeregteſten im Anfang unſeres Jahrhunderts. Die beiden Tendenzen unſerer Literatur, welche ſich an die Univerſitäten Jena und Heidelberg knüpfen, und die ſich ſpäter in Berlin vereinigten, ſchloſſen ſich unmittelbar an die raſtloſe Produktionsluſt an, welcher durch einen

frühzeitigen Tod Schiller entriſſen wurde, und die ſich auch, faſt möchte man ſagen, durch die moraliſche Anſteckung des Gewiſſens Göthen mitgetheilt hatte, der mitten im Getümmel der ſich drängenden Ereigniſſe ſeine proſaiſchen Meiſterwerke zeitigte. Wo konnte bei ſo lebhaften Beſtrebungen in Kunſt, Philoſophie und empiriſcher Naturbetrachtung wohl das Gefühl einer Iſolirung und eines neu einzuſchlagenden Weges durchbrechen? Göthe war mit Schiller in einen lebendigen Rapport getreten. Schiller repräſentirte das allgemein Menſchliche und die Geſchichte; Göthe das Individuelle und die Natur. Dieſe entgegengeſetzten Prinzipien kämpften mit friedlichen Waffen, und brachten zu Gunſten der äſthetiſchen Technik, und der Erziehung zum Poeten Reſultate hervor, welche ſich bei allem Bezuge auf die Zeit und ihre Verhältniſſe, doch

immer nur mitten in den Traditionen der alten formellen Literaturgeſchichte bewegten. Man fühlte ſich immer in dem Zuſammenhange deſſen, was in der Anordnung des Tages die Ordnung der Kunſt war. Es gab keine Lücke, von der man ſich geſtanden hätte, ſie mit Aufopferung ſeiner ſelbſt ausfüllen zu müſſen. Die Bändigung der Revolution durch Napoleon hatte die Intereſſen wieder in einander geknüpft, die Nationen drängten ſich in ihre Kerne zuſammen, und hoben um ſtärker zu ſein, den inneren Zwieſpalt ihrer Tendenzen auf. Wo Niemand das thut, was er thun möchte, da darf es kein Vorwurf ſein, daß ein Jeder das thut, was er kann. Wo alle dulden, wie kann man den tadeln, der ſich einen Troſt zu verſchaffen ſucht, und in deſſen Segnungen ſoviel als möglich hineinziehen möchte? Oeffentliches Unglück, das

Digitized by Google

man aus ſeinen eigenen Mitteln nicht enden kann, entſchuldigt im Schooße der Duldenden jede Handlung, da keiner diejenige thut, welche den Schaden beſſerte und das Recht der Strafe heiligen könnte.

Unglückliche Zeiten, die ſich tröſten, aufgeregte, die ſich beruhigen wollen, werden immer auf die Literatur zurückkommen. Sie fängt die für die äußere Gefahr zu mißlichen Radien der Ueberzeugung und des freien Gedankens auf, und leitet ſie in das ſchöne Farbenſpiel einer gebrochenen Reflexion wieder zurück. In ihre ſchattenreichen Haine flüchtet man ſich vor der glühenden Mittagshitze, und träumt mit dem Vogel, deſſen Geſang wir uns zu deuten ſuchen. Man will in allen tyranniſchen Zeiten die Garantie ſeiner natürlichen Freiheit retten. Wo die Menſchen nur noch Bürger und Krieger ſind, wo ſie

nach Tauſenden Heerdenweiſe vertheilt werden, und Geſetzen ſich fügen müſſen, welche die Natur verläugnen, da lechzt man nach Natur, nach jener Nacktheit, in welcher wir geboren wurden; nach jener Verantwortlichkeit, die einſt vor Gottes Thron wahrlich Niemand an unſerer Statt übernehmen wird, ſondern wo wir für uns ſelbſt ſtehend, mit Niemanden als mit Gott unter vier Augen zu reden haben. Dies Band der freien Selbſtbeſtimmung iſt das Gewebe der Literatur. Tempel bauen ſich auf, wo wir, von den Dienern Baals ungeſehen, den heimiſchen Göttern opfern dürfen, Katheder, wo unſere Hoffnung als Weisheit gelehrt wird, eine andere Welt, in der wir geiſtig leben und mit immer feſter werdenden Fuße wandeln. Die Literatur und Kunſt iſt jene Religion, welche uns mit der Gottheit unter vier Augen läßt.

Digitized by Google

Das erſte Drittel unſeres Jahrhunderts iſt verronnen. Welches werden die Reſultate ſein, die ſich im letzten Drittel zu bethätigen haben? Kein Jahrhundert hat mit geſchwätziger Haſt ſo viel Fragen aufgeworfen, wie das unſrige. Die allgemeine Aufklärung weckte das Verſtändniß, und machte Jeden fähig, an der Löſung jener Fragen ſeinen Antheil zu nehmen. Eine chaotiſche Begriffsverwirrung war die Folge. Die kriegeriſchen Erlebniſſe weckten die Leidenſchaft, und den Stoff, welcher durch ſie entzündet werden konnte, gaben die Intereſſen und Ideen her. Von jenen Waffen, die ſie alle trugen, blieben in den Händen die Schwielen zurück; als drohende Heiligthümer hängen an den Wänden die Trophäen und Erinnerungen des vergangenen Völkerkampfes; alle unſere Debatten haben einen ſo trotzigen und feindſeligen Charakter, daß

Digitized by Google

es immer iſt, als hörte man dazwiſchen den Hahn einer gezogenen Flinte knacken. Ob man das Pulver von der Pfanne blaſen wird? Ja. Das Reſultat, von dem das 19te Jahrhundert ſeinen Namen empfing, ſcheint noch über zwei Menſchenalter hinaus zu liegen, und wir werden es bald den Enkeln überlaſſen müſſen, unſere Rechte zu fordern und als die ihrigen zu vertheidigen.

Es iſt erwieſen genug, daß an dieſer Verwirrung die Literatur die größte Schuld trägt. Wenn ich auch nicht ſagen will, daß die Literatur ſie hervorgerufen hat, ſo beförderte ſie den Zwieſpalt ſchon dadurch, daß ſie ihn nicht hintertrieb. Alle literariſche Definitionen ſind auf der Flucht. Was ein Geſetz an ſich trägt, hat ſeine Geltung verloren; was eine Schlußfolgerung iſt, ſieht ſich vergebens nach ihren Vorausſetzungen um. Die Thatſachen der Li-

teratur ſchweben in der Luft. Alle Paragra= phen ſind wie die Nummern eines Lottos zu= ſammengewürfelt, aus welchen nur noch der blinde Zufall Nieten und Gewinne zieht. Ei= niges, das ſich ſicher dünkt, ſtreckt ſich mit vornehmer Behaglichkeit auf dem Ruhebette aus, und ſchleudert ſo gleichgültig, als wenn ein Engländer ſich die Zähne ſtochert, ſeine Urtheile von ſich. Schelling — Hegel — was hat die Welt dann, wenn der Eine von Beiden ſiegt? Wenn nun dieſer Kampf erſt entſchieden iſt, wenn nun Jeder erſt ſagen kann, was er will; was wird dann wohl ge= ſagt werden? Dieſe ſo breit entfaltete An= ſtrengung und Erbitterung mußte doch die Vermuthung erregen, daß ihr nur das Eine erſt beſeitigen wollt, um dann recht tüchtig an das Andere zu gehen? Wenn ihr dieſe Entgegnung verachtet, ſo verachtet ihr eure

Zeitgenoſſen; denn warum haltet ihr ſie auf? Warum verlangt ihr ſo breite Dimenſionen der Anerkennung? Und wie ihr, ſo Alle, die, um das Wort zu haben, tauſend Worte verlieren, und, wenn ſie es endlich haben, dann verſtummen werden.

Aber dieſe Stummheit hat etwas Tröſtendes. Denn ſie erleichtert uns die Rechnung, wenn wir alle Ideenpoſten unſerer Zeit anſetzen, und daraus ein Facit für das Jahrhundert ziehen wollen. Wenn ihr ſtumm ſein werdet und dann Nichts ſein wollet, als was ihr ſelber ſeid, dann werden wir nur ſehr wenig zu addiren haben. Faßt man die Spitzen ſo zahlloſer Pfeilbündel, die Ziele dieſer hitzigen Beſtrebungen des Pietismus, der Scholaſtik, des Liberalismus u. ſ. f. zuſammen, und ritzt dann wirklich nur ſo flüchtig die Haut der Zukunft? Das iſt vortreff-

lich. Da muß die Wahrheit unſeres Jahrhunderts gerade zwiſchen dem Extrem der Revolution und den Lehrbüchern eurer Philoſophie mitten inne liegen.

Die Philoſophie unſerer Tage fühlte es, daß ſie eine Beſtimmung von ſich ausſprechen müßte, welche über die Debatte und ihre eigene Ausſchließlichkeit hinaus läge. Sie fühlte, daß man mit ſo gierigen Armen nicht in das Herz der Nation greifen dürfe, ohne daß etwas Anderes in ihren Händen läge, als das Blut ihrer Gegner und ihr angemaßter Ruhm. Wohin rafft ſich dieſe Philoſophie auf? Ueber die Inhaltloſigkeit ihrer ehemaligen Behauptungen erſchreckend, fühlt ſie, daß ſie Etwas thun muß, was tüchtig und erfreulich iſt, oder wie Göthe ſagen würde, was Hunde vom Ofen lockt. Seither regnet es einen Strom von Beweiſen für die Unſterblichkeit

der Seele und die perſönliche Fortdauer. Ich mag dieſe moderne Oſtermorgenfrage hier nicht aufnehmen, weil ſie nicht hieher gehört; aber ſie iſt ein Symptom.

Der kleine Zirkel, auf den Alles ankömmt, heißt: Wer ſind wir? Wozu? Von wem? Wohin? Die großen Sphären der Philoſophie tanzen um dieſen kleinen Zirkel, ohne ihn an irgend einem Punkte ſeiner Peripherie zu berühren. Man muß Tangenten ziehen. Man muß beweiſen, was iſt die Aſche, in welche dereinſt unſer Kopf, der ſtolze Weltdurchſegler, unſer rüſtiger Arm, unſere Real- und Sprachkenntniſſe zuſammenſinken? Nur Muth, ihr neueſten Unſterblichkeitslehrer! Wühlt in dem Staube und ſichtet ihn durch das Haarſieb eurer Dialektik! Bleibt auch nichts zurück, ſo läßt ſich dieſem hohlen Nichts, das die Welt erſchuf, doch immer noch ein Name ge-

ben, purpurn, ſchimmernd beim Phantaſten, mild, hoffnungsgrün beim Dichter; grau, geiſterhaft beim Exorciſten; gelb, intolerant und exkluſiv beim Zeloten. So ſehen wir mit einem Male die Philoſophie auf jene alten Fragen reduzirt, die ſie ſich von den Leichenſteinen der Friedhöfe abliest. Die Schulen ſind geſchloſſen, die Lehrer wandeln in Mondſcheinsferien, die Jünger lauſchen an der zugefallenen Pforte, und aus den transparenten Irrlichtern der modernen Unſterblichkeitstheorien, die über den Gräbern hüpfen, ſetzen ſich die identiſchen Worte zuſammen: Wir ſind, die wir ſind; gebt Gott die Ehre!

Mehr oder weniger wollte auch Göthe nicht. Hier erſt iſt der Ort, wo man wieder des weiſen Dichters helle und klangvolle Stimme vernimmt, aus welcher eine geſunde und lachende Weltbetrachtung ſpricht. Zwi-

ſchen jenen philoſophiſchen Syſtemen, die ſich ſo ſehr verrechnet hatten, daß ſie die Unſterblichkeit der Seele alle als etwas Vergeſſenes nachholen mußten, wandelte er nach einem Ziele, das ſich der Genius des Jahrhunderts geſteckt zu haben ſcheint. Weder die Freiheit, noch die Geſetzmäßigkeit des Gedankens will ich nennen, weil man damit andere Begriffe verbindet. Es iſt aber die Autonomie des Gedankens, in ſpekulativer wie in äſthetiſcher Hinſicht.

Das Ziel iſt mit wenig ungefähren Sätzen ausgeſprochen:

Befreiung des Gedankens vom Syſtem und den dogmatiſchen Formen.

Der Irrthum als Chance des Gedankens, wenn er nur die Wahrheit des Individuums und die Schönheit der Form hat.

Digitized by Google

Nur diejenige Wahrheit iſt ſchön, welche eine individuelle iſt.

Die Tendenz iſt lobenswerth; aber ihren Gedanken, blos als den Gedanken der Allgemeinheit, wird entweder die Wahrheit oder die Schönheit mangeln.

Die Tendenz iſt kein Spiel, ſie muß ſiegen oder beſiegt werden, weil ſie auf Intereſſen beruht, aber in dieſem Jahrhundert entſcheidet ſich erſt die eine Frage, ob die Literatur ſich aus den Intereſſen erheben, und eine ſelbſt bezweckte Stellung behaupten kann, oder ob ſie fortfahren wird, mit den Intereſſen verwechſelt zu werden, und mit einer ferneren Unmöglichkeit ihrer ſelbſt enden wird?

Uebrigens darf, wer mich Gott nicht mit Händen greifen läßt, nicht zürnen, wenn ich meinen Augen mehr traue, wie den ſeinigen.

Statt angemaßter Wahrheiten gebt be=ſcheidene Ueberzeugungen! Beſcheidene Ueber=zeugungen aber ſind ſolche, die keine Ver=pflichtungen ſind.

Die Syſteme ſind gut. Aber es ſind ih=rer zu viel. Nämlich zu viel auf einmal. Sie ſollen auch alle erhört werden. Deshalb mögen ſie einſtweilen auf das neutrale Gebiet der Schönheit treten, doch warten, bis ſie der Zeitgeiſt rufen wird, und ſich in ihrer vorläu=figen Lage den Geſetzen des neutralen Ge=bietes bequemen.

Endlich erlaube mir Jeder, der mich nicht geſchaffen hat, noch einmal, da meinen Schöpfer zu ſuchen, wo ich ihn finde!

Durch dieſe Gedankenverbindungen gehört Göthe dem 19ten Jahrhundert an. Ich wüßte auch wahrlich nicht, worauf man in Zeiten einer allgemeinen Begriffsverwirrung anders

Digitized by Google

zurückkommen will, als auf die Natur, die Geſundheit, die Freiheit, den beſten Humor und auf das, was Niemand machen, geben, oder nachahmen kann, auf das Genie.

Göthe hat ſich im Anfang dieſes Jahrhunderts von allen Liebhabereien deſſelben entfernt gehalten, ſowohl von dem Nifl- und Muspelheimer-Himmel der Nordlandsreckenromantik, wie von der blauen Blume Hardenbergs, der Indomanie der Schlegel, welche ſich beide im Ganges von ihren literariſchen Sünden reinigen wollten. Allen dieſen Beſtrebungen lag in der That eine gewiſſe Verwandtſchaft mit Ideen der Zeit, ja ſogar eine Sympathie mit dem Schickſale der Nation zum Grunde; aber es war von einem vollendeten Charakter nicht zu erwarten, daß er aus Patriotismus ſeinen Geſchmack verderben ſollte.

Digitized by Google

Alle neuere Poeſie in Deutſchland hat nun einen Ton angenommen, der von fremden Dingen auf ſie übertragen iſt. Sie lehnt ſich an allgemeine Thatſachen und Begriffe, welche, da ſie nicht ſelten erhebender Natur ſind, den durch ſie angeregten poetiſchen Empfindungen eine heilige Weihe und Wirkung geben. Durch eine ſinnige Behandlung ihrer Intereſſen ſind die Menſchen bald gewonnen. Jene poetiſchen Trompeter, die den Zügen der Tendenzen voranreiten, gekleidet in die Livree der Kämpfenden, ſind die Augenweide der Maſſe, die ſie mit Ruhm bezahlt. Sie nützen, ſie erfreuen, ſie ſchmeicheln, und koſten wenig. Sie koſten keine alten Traditionen, ſie koſten keine uns liebe Philoſophie oder Religion; ſie beeinträchtigen Niemanden in ſeinen alten Beſitzthümern. Das Genie koſtet die Menſchheit etwas. Da muß immer eine

Nation oder ein Stück Religion, Philoſophie oder Wiſſenſchaft zu Grunde gehen. Dieſen Schaden wird das Genie freilich ſpäter aus ſeinen eigenen Mitteln wieder herſtellen.

Zu dieſer Wohlfeilheit geſellte ſich ſeit Herder der große Nachdruck, welchen man auf die Unterſcheidung der Nationalliteraturen legte. Studium und Intereſſen vereinigten ſich, die Literaturen unter allgemeine Kennzeichen und klimatiſche Reverberen zu bringen. Der Begriff des Nationalen legte ſich wie ein Reiſen um die Anſchauungen des Poeten, und drückte alle ſeine Bilder und Gedanken auf einen kleinen Mittelpunkt zuſammen, der ungefähr dem Durchſchnittswerthe der Allgemeinheit gleich kam. Die Nation will ſich in der Literatur beſpiegeln: ſie will, daß die Literatur ihre jeweiligen politiſchen, religiöſen und moraliſchen Zuſtände ausſpreche. Sie

wollen ſich in den Weiſen des Dichters wieder finden mit ihren kleinen und großen Leidenſchaften, mit Frau und Kind, wie ſie in ihrem Beſuchszimmer im Conterfei hängen. Dem, was Alle fühlen und denken, ſoll der Dichter nur die ſchöneren Worte geben. Man ſagte damals: die Zeit iſt wie eine Rieſenharfe ausgeſpannt, aus welcher jeder einzelne Dichter ſich einen Ton auffangen müſſe für ſein eigenes kleines Inſtrument der Subjektivität.

Wohin dieſe damals mit entſetzlicher Leidenſchaft gelehrte Aeſthetik geführt hat, zeigt der gegenwärtige Augenblick. Die poetiſchen Kräfte der Nation ſind erſchöpft, keine einzige derjenigen Leiſtungen, welche ſich unter uns noch einiger Theilnahme zu erfreuen haben, laſſen ſich mit den Vorausſetzungen jener Aeſthetik in Einklang bringen. Sie wider-

ſprechen in ihren Prinzipien all den Merkmalen, welche die ſogenannte Nationalliteratur tragen ſoll. Es iſt durch den Erfolg entſchieden, wie wenig befruchtend und anregend jene patriotiſchen Lehren wirken konnten. Wir ſehen es. Ueberall Produktionsohnmacht. Und wo ein Produkt iſt, da wird nur die Tendenz geſehen!

Die Weltliteratur will die Nationalität nicht verdrängen. Sie verlangt ſchwerlich, daß man ſeinen heimiſchen Bergen und Thälern entſagend, ſich an kosmopolitiſche Bilder und Landſchaften gewöhne. Die Weltliteratur iſt ſogar die Garantie der Nationalität. Sie wird immer, wenn das Evangelium der Letzteren mit zu vielen Golgathagefahren gepredigt wird, oder ſonſtige Beandſtandnahmen deſſelben eintreten, den mißlichen Anknüpfungspunkten zu Hülfe kommen, und vor einem

Europäiſchen Forum dasjenige möglich machen, was in der Heimath unzuverläſſig iſt. Die Nationalität wird durch den weltliterariſchen Zuſtand nicht aufgehoben, ſondern gerechtfertigt. Der heimiſchen Literatur wird das Urtheil und die Geburt durch ihn erleichtert, wie namentlich in Deutſchland die Vorausſetzungen einer nationalen Literatur ſo ſehr erſchwert ſind, daß man bei uns über ein Talent den Stab bricht, während demſelben das Ausland akklamirt. Was wir auch gegen Heine einzuwenden haben, ſo iſt es doch unerträglich, daß bei uns ein Name ungeſtraft darf geläſtert werden, der durch ſeine auſſerordentlichen Fähigkeiten ſich bereits eine europäiſche Bekanntſchaft erworben hat.

Wenn man weiß, wie weſentlich für Deutſchland dieſe zänkiſche und hypochondriſche Kritik iſt, welche nichts in der Welt

Digitized by Google

ohne Anfechtung laſſen kann, die über Alles ſich erhitzend, an jede Statue des Phidias noch ein Fragezeichen anhängen würde, ſo kann man ſich die erboßte Hartnäckigkeit erklären, mit welcher man ſich bei uns gegen das Prinzip einer Weltliteratur ſträubt. Man muß wohl ein ſo durchgreifendes und einfaches Regulativ der äſthetiſchen Beurtheilung haſſen, weil es das Gewerbe beeinträchtigt, weil es alle die Bosheiten, Unverſöhnlichkeiten und Angebereien ausſchließt, mit welchen in Deutſchland produktive Talente begrüßt, verfolgt und oft getödtet werden.

Die Grundſätze der Weltliteratur geben ſich ſogleich zu erkennen, wenn man nur die äußere Phyſiognomie derſelben näher bezeichnet. Zur Weltliteratur gehört alles, das würdig iſt in die fremden Sprachen überſetzt zu werden, ſomit alle Entdeckungen, welche

die Wiſſenſchaft bereichern, alle Phänomene, welche ein neues Geſetz in der Kunſt zu erfinden und die Regelu der alten Aeſthetik zu zerſtören ſcheinen. Die geringe Ausbeute derartiger Produktionen würde namentlich Deutſchland von jener Ueberfluthung des Literaturmarktes befreien, welche den Umſatz, die Theilnahme, den Ueberblick und die Kritik erſchwert. Mit dem inneren Werthe käme die äußere Würde der Literatur. Die Literatur erhöbe ſich von der niederen Stufe, auf welche ſie als ein Bedürfniß herabgeſunken iſt. Sie würde ſich als eine organiſche Offenbarung des Menſchengeiſtes bethätigen, und mit einem Schlage durch ihre eigene naive Unübertrefflichkeit alle jene Fragen beenden, welche ſich auf dem jetzigen Gebiete der Geiſteswelt zu keinem andern Zwecke durchkreuzen, als um die Mittelmäßigkeit zu ordnen, zu placi-

ren, zu erläutern und mit falſchen Lorbeern zu bekränzen.

Ich gebe zu, daß in der Weltliteratur dieſelben Verwechſelungen vorkommen können, wie in der Nationalliteratur. Kotzebue iſt vor dem europäiſchen Tribunal anerkannt. Raupach ſogar dürfte eher überſetzt werden, als der Fauſt von Nikolaus Lenau, oder ein Roman von Julius Moſen. Ich kann nicht ſagen, daß ich etwas wüßte, was hier dem Genie den Rang immer vor dem bloßen Talente ſicherte, es ſei denn, daß ſich das Genie die Tugenden des Talentes anzueignen ſuchte. Dies wäre Aufforderung genug an unſere heimiſche Literatur, ſich aus ihren flüſſigen, wenn auch noch ſo edlen Bildungsſtoffen herauszugeſtalten, frei die Welt zu überblicken, alle nebelhaften Anſchauungen von

jenen urſchönen Bildern hinwegzuziehen; die nicht fehlen werden, wo Prädeſtination iſt. Dieſe zuſammengeronnene Schönheit, welche ſich in der deutſchen Poeſie findet, gleicht dem Korinthiſchen Erze, das von tauſend flüſſigen Götter= und Heldenſtatuen ſiedet und wallet. Da iſt keine Prägnanz, keine Deutlichkeit, keine Wahrheit der Umriſſe. Licht und Schatten gehen ohne Perſpektive in einander, und machen, daß die ordinärſten Geſtalten Sieger ſind, weil ſie ſind. Dies ſchöne lebendige Seyn mit Händen und Füßen, dies Seyn mit einſchmeichelnden überredenden Worten, dies Seyn in Stiefeln und Sporen, klirrend auf den Marmorſtiegen der poetiſchen Phantaſiepalläſte; wo fände ſich dies oft bei den tiefſinnigſten Dialektikern des Gemüths und der Einbildungskraft, bei Fähigkeiten, die zum Siege alles zu beſitzen ſcheinen? —

Das iſt es. Der Dilettantismus zerſtört die Wirkung des Genies. Jene der Zeit parallellaufende ſogenannte Nationalpoeſie brachte die Poeſie nicht außer Athem, da das Leben immer dasjenige iſt, was uns am leichteſten wird. Die Poeſie als eine Sonntagsfeier, als ein an hohen Feſttagen angethanes Kleid, hat nicht jenen olympiſchen Schweiß auf der Stirn, den man mit Lorbeern zu trocknen unwillkührlich verſucht wird. Uhland's Muſe iſt nie echauffirt. In ſeinen Gedichten iſt täglich Sonntag. Die Glocken läuten, und die Menſchen gehen geputzt in die große Kirche der Natur, wo zum feſtlichen Tanze unter der Linde der Boden hübſch rein und ſauber gekehrt iſt, wo alle Dinge im Chore ſingen, und die Meinungen im Uniſono einfallen. Gewiß ſchön; auch weltliterariſch als deutſches Genrebild, als eine Sammlung

von Nationaltrachten, die ſich der Engländer kauft, wenn er über Rotterdam in ſeine Heimath zurückreiſt. Allein in jedem andern Bereiche, das nicht die Lyrik iſt, wird dieſe Sonntagsſtimmung ein phlegmatiſches Wohlbehagen, ein romantiſch genießendes, nicht plaſtiſch ſchaffendes. Wer ein fremdes Leben wirken will, muß zuvor das ſeinige auf's Spiel ſetzen.

Die Deutſchen bilden ſich ein, daß ihnen eine Menge Dinge geſtattet ſeien, die ſich die Franzoſen und Engländer nicht erlauben dürfen. Die eigenthümliche Complexion unſerer phyſiſchen und moraliſchen Natur ſoll andere Geſetze zu verlangen ſcheinen, als ſie das Ausland befolgt. Man rundet Bemerkungen zuletzt gern mit einer ſchmeichelhaften Phraſe ab, wovor der Genius unſeres Vaterlandes erröthen müßte, wenn er nicht ſchon an das

ſeit Jahrhunderten ſtinkende Eigenlob der Deutſchen gewöhnt wäre. Ich mag auch gegen die noblen Eigenſchaften meiner Landsleute nichts einwenden. Ich ließe dieſe patriotiſche Koketterie gern gewähren, wenn ſie nicht in der Literatur etwas gelten und das Schlechte nur durch die Eitelkeit, die man darauf hat, rechtfertigen wollte; und ich glaube wohl, daß ein Franzoſe daran keinen Geſchmack hat, woran ſich deutſche Herzen erfreuen. Aber es giebt auch viele deutſche Tugenden, die uns ſelbſt ſchon zur Laſt werden. Die ſogenannten ächtdeutſchen Produkte unſerer Literatur ſind die mittelmäßigſten.

Als Göthe die Weltliteratur empfahl, dachte er ſchwerlich daran, daß die einheimiſche Literatur nach dem Beifalle der Fremden geizen und nach exotiſchen Maaßſtäben eine

Regulirung ihres Werthes dulden ſolle. Gö- the wollte zunächſt Nichts, als die erfreuliche Empfindung einer Anerkennung von jeder nur möglichen Seite her. Darauf verlangte er von ſeiner Weltliteratur wechſelſeitige Repreſ- ſalien des Genies, Austauſch von Ideen, die man ſich mittheilen ſollte als die Reſultate einer durch Theilung ſchnell geförderten gro- ßen gemeinſamen Geiſtesarbeit. Göthe dachte an eine Tendenz der Zukunft, zuletzt ohne Eigennutz, um ſo mehr, da er ſich ſchwerlich getraut haben würde, alle ſeine Produktionen von einem weltliterariſchen Standpunkte an- zuſprechen. Es iſt überdies ſonderbar. Gö- the erwähnte die Weltliteratur, um der ſoge- nannten zeitgemäßen Poeſie zu entfliehen, und derjenige Name, an welchen er die Welt- literatur anknüpfte, war die höchſte Potenzi- rung der modernen Bildung: Lord Byron.

Byron gehört nicht zu jenen Günſtlingen, welche ſich die Muſe der Dichtung ſelbſt erwählt, ſie mit den glänzendſten Gaben ausſtattet und ihnen die Sonnenroſſe ihrer ſtolzen Bahnen ſelber anſchirret. Dante, Shakeſpear, Cervantes traten aus dem innerſten Heiligthum der Poeſie, umflattert von den Genien der Schönheit, welche ihnen die unverwelklichen Blüthenkränze ihrer Dichtungen um die hohe Stirne flochten. Die Bajaderen der Grazie tanzten vor ihnen, die Satyrn blieſen auf ihren Waldflöten, die Thiere des Feldes legten ſich gebändigt zu den Füßen der Sänger nieder. Die Dichtkunſt war ihr Athem und ihre Seele. Was ſie berührten, verſchönten ſie. Sie waren Prieſter, die eine heilige Offenbarung zu lehren in die Welt geſandt wurden.

Digitized by Google

Byron dagegen war nur ein Charakter, der ſich der Poeſie bemächtigte. Die Poeſie ſelbſt gab ſich ihm unwillig hin; er mußte ſie bändigen. Die Poeſie hätte ihn nicht auserwählt, aber Byron war ſo kräftig, daß er ſie zwang einen Willen zu haben, der der ſeinige war. Die Poeſie war für Byron ein Hülfsmittel. Er ließ den Genius der Muſen nicht frei in ſich walten, ſondern verwandte ihn ohne Plan und Ziel für die beliebigen Wendungen ſeines Lebens. Sein Leben war ihm noch immer mehr als ſeine Poeſie. Das hätte uns nie einen klaſſiſchen Dichter gebracht, wenn nicht zufällig ſein ganzes Leben eine poetiſche Claſſizität geweſen wäre.

Lord Byrons Dichtungen haben den Reiz der Originalität, obſchon ſeine Poeſie ſelbſt nicht neu iſt. Der Eindruck des Neuen macht

ſich bei Byron durch die Anwendung eines Charakters auf die Poeſie. Allein jene Urſprünglichkeit des dichteriſchen Genius, welche ein reiner Ausfluß des Ideals zu ſein ſchiene, fehlt den Schöpfungen des herrlichen Mannes. Byron hatte Ideen und griff, um ſie zu verkörpern, in einen Glückstopf. Wer würde ſagen, daß er niemals auf Nieten geſtoßen ſei! Byron hatte gleichſam die Poeſie um ſich her verſammelt als ein fertiges Ganze, als eine Tradition, da alles Schöne ewig iſt, ja ich meine ſogar, daß Byron glaubte, die Poeſie wäre etwas, das ſich von ſelbſt verſtünde. Der Gedanke und die Abſicht warten, ſie bedürfen ihres Kleides, ſie kleiden ſich ſelbſt nicht; ſondern Byron greift nach jener Tradition und wirft ſeinen Abſichten dasjenige um, was ſein Geſchmack ihn als das Beſte zu wählen lehrte. Man wird nicht wagen,

Digitized by Google

Lord Byron in lyriſcher und dramatiſcher Hinſicht hochzuſtellen. Er war groß in der beſchreibenden Poeſie. Er wählte ſich immer die glänzendſten Bilder unter der reichen Auswahl, die ſich ihm anbot. Er iſt meiſterhaft in jenen Ausmalungen von Stürmen und Ungewittern, Seefahrten, Landſchaften, und den vielen Details, welchen die epiſche Poeſie eine gewiſſe Umſtändlichkeit, Breite und reflektive Ausdehnung nicht verweigern darf. Byron lebte mit der Poeſie wie mit ſeiner Gattin. Er mied ihren Umgang und weinte, wenn ſie ihn verließ; er tyranniſirte ſie und fluchte, wenn ſie ſich deshalb beklagte. Er konnte ſie nicht eſſen ſehen, er wollte ſie nur in der maleriſchen Situation haben, als Gedanke, Schmuck, als etwas Unwirkliches, und doch Vorhandenes; ſie war ſeine Gefährtin nicht,

nicht der Athem ſeiner Seele, er ſchien ſie zu haſſen, und doch liebte er ſie!

Was nun Göthe beſtimmte, an Lord Byron einen ſo ausdrücklichen Antheil zu nehmen, iſt deshalb ſchwer zu entziffern, weil ihn Göthe ſeiner Weſenheit nach wahrſcheinlich mißverſtanden hat. Göthe bezeugt viel Luſt, den engliſchen Dichter in jene erſte Reihe zu ſtellen, wo wir nur die Günſtlinge der Muſen antreffen, wo die Dichtkunſt eine ſich ihrer innern Geſetze bewußte Offenbarung der Schönheit iſt, und Göthe ſelbſt ſeinen kuruliſchen Sitz einnimmt. Jene Anomalien der Byron'ſchen Lebensweiſe ſcheinen Göthen zufällige Abweichungen zu ſein, von anekdotiſchem Intereſſe, ſonſt unerheblich für einen Genius, der über den Charakter ſeiner poetiſchen Mittel nachgedacht habe, und bis zur

innern Centraliſation des Künſtlers in ſich durchzudringen verſuchte. Göthe wandte ſich deshalb jener thetiſchen Poeſie zu, die namentlich im Dramatiſchen von Byron ohne Glück kultivirt iſt. Was läßt ſich über Marino Falieri Günſtiges urtheilen! Die Rhetorik langt aus dem Munde der darin aufgeführten Perſonen Zettel heraus, die mit ſehr ſchönen aber unmächtigen Reden bedeckt ſind. Manfred iſt eine Dunſtgeſtalt ohne den Reiz des Lebens, eine der metaphyſiſch-poetiſchen Chrien, die es jetzt im ſataniſchen Fache ebenſo gut giebt, wie im theologiſchen. Wie flach, allgemein und eben durch die Unermeßlichkeit ſo leer iſt Kain! Die Erhabenheit dieſer Dichtung liegt nicht in der Auffaſſung, ſondern in dem Gegenſtand. Die Wolken jagen und thürmen ſich aufeinander, Millionen von Meilen werden wie Rechenpfennige ge-

ſpendet, dazwiſchen ein Skepticismus, der weder poetiſch noch philoſophiſch iſt, und ſchon von Natur kalt laſſen muß. Ich glaube doch, daß Göthen, wenn er es lobte, hiebei nicht aufrichtig und von Herzen warm geworden iſt.

Göthe war zu beklagen; denn unmöglich beſaß er Freiheit genug, um an Byrons beſten Produktionen, an den Erzählungen, jene Genüge zu finden, die er ſich ſtellt, an den philoſophiſchen Leiſtungen des Dichters gefunden zu haben. Wie mußte ein an die klaſſiſche Monotonie des Homer, an die geſchwätzige Gleichmäßigkeit Arioſt's gewöhntes Urtheil berührt werden, wenn Byron eine kleine Anekdote zu einem endloſen Gedichte dehnt, hier etwas einmiſcht, das nicht zur Sache gehört, dort gegen die Kritiker und Hofpoeten polemiſirt, an einer andern Stelle den winzigſten

Detailumſtand in's Endloſeſte ausſpinnt, und das Alles unterminirt mit Horaz, Virgil, und einer die poetiſche Jungfräulichkeit überall verletzenden Gelehrſamkeit! Göthe akkomodirte ſich. Die Dedikationen Byron's trieben ihn in die Enge, die engliſche Kolonie in Weimar verpflichtete ihn zur Antheilnahme, und um nicht ganz an der Selbſtbethörung zu nichte zu werden, hielt er ſich dann an jene myſteriöſen Kompoſitionen, in welchen er ſich die ſchimmerndſten Lichtſtreifen von Poeſie zu erblicken überredete.

Es iſt ein Unglück, daß Göthe den Don Juan vielleicht häuslich goutirte, ihn aber nicht öffentlich anzuempfehlen wagte. Indem er auf jene Produktionen Byrons verwies, welche eine gewiſſe Aehnlichkeit mit ſeinen eigenen Leiſtungen haben, verrückte er den

Standpunkt der Weltliteratur. Vor dieſem allgemeinen Tribunale ſollte Lord Byron nur als ein Charakter gelten, der, wie wir ihn bezeichnet haben, ſich eines Stückes Poeſie bemächtigt hatte. Jetzt ſcheint es, als wäre gerade die Nachahmung jener dem Dichter mislungenen Parthieen empfohlen worden. Man erſchrickt, wenn man eine ſo durchaus abſcheuliche Kompoſition wie Edgar Quinet's Ahasverus mit der Anmaßung auftreten ſieht, als gehöre ſie zur Weltliteratur, als ſetze ſie deutſche und engliſche Elemente nach Frankreich über, als ſei ſie in irgend einem Betracht dem Fauſt Göthe's an die Seite zu ſtellen. Es herrſchen hier mannichfache Begriffsverwechſelungen, von denen nicht die geringſte die iſt, daß die Wahl großer Stoffe ſchon günſtig gegen die Ausführung durch kleine Talente zu ſtimmen pflegt.

Digitized by Google

Ueberhaupt iſt auch für Deutſchland Göthe's Nachwirkung nicht materiell, ſondern formell. Was er uns hinterließ, iſt die Tradition des abſtrakten Genies, die Form, die Gränze und die Methode. Er hinterließ uns Etwas, woran man lernen ſoll, ſein großes Vorbild, eine Meiſterſchaft, die ſich gewiß auch für die Beurtheilung fremder Produktionen auf einige ausgeſprochene Maaßſtäbe zurückführen läßt. Durch Göthe's Studium ſoll ſich jede ausſchweifende luxurirende Phantaſie im Zügel ergriffen fühlen, und auf jene Bahn einlenken, wo ſelbſt das Willkührlichſte nicht ohne innere Formation iſt, jenen Blumen gleich, welche der Froſt auf Fenſterſcheiben zeichnet. Es iſt wahr, Göthe war ein Kondottière des Genies. Will ihn die Vergangenheit dafür ſtrafen, immerhin! Die Zukunft muß ihm danken; denn von ſeiner All-

Digitized by Google

gemeinheit lernt ſie, von ſeiner Unbefangenheit wird ſie befruchtet. Niemand kann ein Vorbild ſein, der nicht Etwas in ſich trägt, das ſich auf alle Fälle anwenden läßt.

Jeder Cicerone der gegenwärtigen deutſchen Literaturzuſtände wird in Verlegenheit gerathen, wenn ihn ein Fremder früge: Wo iſt das Genie? Du ſprichſt von Tendenzen, von philophiſchen Sekten, von entſcheidenden Sekten: wo iſt das Genie? Wo iſt jene Allgemeinheit, die kein anderes Kredo hat, als eines auf ſich ſelbſt? Wo iſt jener Funke, der hier als mildes Feuer wärmt, dort als Flamme wüthet, der Alles entzündet, was du willſt, und der aus den größten Tollkühnheiten ſich immer wieder in ſeine ſtille heimliche Gluth zurückzieht? Wo iſt jene Freiheit vom Geſetz, von der Meinung, von der Partey;

wo jener Abeuteurer, der nur ſich und ſeine Farbe und ſeine Dame kennt, und die Lanze bricht mit Ideen? Klopſtock, Herder, Wieland — das iſt ſchon lange her.

Wir haben Steffens, Schelling, Raumer, Görres, wir haben aufgeweckte Köpfe, die in jedem Fache mit ſicherem Erfolge arbeiten würden. Aber wie viel Erzählung, wie viel Literatur und Tendenzgeſchichte brauchen wir, um jeden dieſer Namen nach ſeinem Werthe zu charakteriſiren! Dieſe allgemeine Gefangennahme der Geiſter durch ihre Wunderlichkeiten, dieſe Erleuchtung, in die man ſie erſt ſtellen muß, ehe ſie einen rechten Schatten werfen, iſt das größte Hinderniß der Nacheiferung. Denn wo anfaſſen? Wo das unmittelbare Talent von ſeinen Unerzogenheiten trennen? Wo ſind dieſe Männer noch die

freien Söhne der Natur, junge Waghälſe, die ſich mit Selbſtvertrauen auf die Bruſt ſchlugen, und wo ſchon jene hinfälligen verſchlagenen, und für die heterogenſten Zwecke einer iſolirten Wiſſenſchaft gefangenen Charaktere, die nicht befürchten können, weil ſie Anknüpfungspunkte haben, nicht für das Genie, ſondern für die Schule?

Göthe aber iſt ein Name, auf den man zu allen Zeiten zurückkommen kann. Durch Nichts beſtimmt, kann er jedes beſtimmen. Seine Dichtungen ſind ein kritiſches Regulativ für jede zukünftige Schöpfung. Wer wollte ſeine Philoſophie adoptiren! Wer kann ſein Leben den Triumpf der Aufopferung nennen! Wer möchte, wenn er auch ſo gerecht wäre, daß er das nicht tadelte, was Göthe zu thun hinterließ, doch ſo tolerant ſein, daß

Digitized by Google

er Alles billigte, was Göthe that! Aber dieſe Stimmungen und Gefühle mildern ſich mit der Zeit, und gehören noch weniger in die Literatur. In der Geſchichte der Kunſt wird ſein Name ſich wie eine goldhaltige Ader fortziehen, und ſich mit leuchtenden Metall- körnern an die Wurzeln jener Bäume hängen, welche jetzt gepflanzt, noch ſchüchtern und unhaltbar vorm Winde ſchwanken, dereinſt aber auch mit weitausgreifenden Aeſten ſich entfalten, und nicht blos zeigen werden, daß ſie von grünem Holze ſind, ſondern auch er- quickende Schatten werfen können.

Weder eine Geſinnung, noch eine Manier ſollte durch dieſe Schrift anempfohlen werden. Herrlich die Jugend, welche aufrichtiger, hin- gebender und feuriger empfinden kann, als Göthe konnte. Man kann hochherziger den-

ken vom Vaterland, von der Liebe, von den Formen der Geſellſchaft und den Räthſeln der Geſchichte. Ja ſelbſt die Kunſt war in den Händen des Dichters nicht immer ein heiliges Weihgefäß, aus dem er Segen und Gottesnähe auf die Gemeinde ſprengte. Göthe hatte die größten Anſchauungen, Imaginationen, deren Ausführung ihn fortwährend hoch über jenen Verhältniſſen gehalten hätte, denen er unterlag; und er zog es vor, ſeine ungeheure Kraft an kleinen Stoffen zu verſchwenden, und das natürliche Prinzip, das alle Dinge ohne Anſtrengung nach einem eingebornen Organismus ſich entwickeln müßten, auch auf die moraliſche Welt, und zum großen Schaden der Nation, auf die Imputation des äſthetiſchen Gewiſſens zu übertragen. Indem die Poeſie bei ihm die augenblickliche Erregung, der Akt des Dichtens ſelbſt Ab=

ſchließung einer abweichenden Stimmung war, ſo bildete er in ſich nicht jene innere Triebkraft aus, die den Menſchen immer aus ſeinem Gleichgewichte herauszuheben ſucht, und ihn mit Aufopferung des genoſſenen Momentes auf immer höhere Stufen und Terraſſen der Zukunft erhebt. Ueber alle dieſe Fragen kann es keinen Zweifel mehr geben.

Doch wie man ſie auch löſen mag, ſie ſollten uns niemals die Freude und Genüge an dem unſterblichen Theile Göthe's verkümmern. In einer Zeit, die von politiſchen Stürmen ſich beruhigend, und auf eine friedliche Weiſe die philoſophiſchen Reſultate derſelben auf die Literatur anwenden will, iſt von Vorbildern keins ſo beherzigenswerth, wie Göthe. Wenn ſich die jüngere Generation an ſeinen Werken bildet, ſo konnte ſie kein

Digitized by Google

Mittel finden, das ſo ſonnig die Nebel des Augenblicks zertheilte, kein Fahrzeug, das ſie über die wogenden Fluthen widerſprechender Begriffe ſo ſicher hinüberſetzte. Die Zeit der Tendenz kann beginnen, wenn man über die Zeit des Talentes im Reinen iſt. Dann kann man auch wieder anfangen, Schiller ſtatt Göthe zu empfehlen. —

Gedruckt bei C. Feiſter.

Digitized by Google

GD
G98

13227920
COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0113222792
BUTLER STACKS

BRITTLE DO NOT
PHOTOCOPY

BOUND
JUN 5 1958

GD
.G98

Digitized by Google

Digitized by Google